MASTER NEGATIVE
NO. 93-81181-2

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

HILTY, KARL

TITLE:

UEBER DIE HOFLICHKEIT ...

PLACE:

BERN

DATE:

1898

Master Negative #

93-81181-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

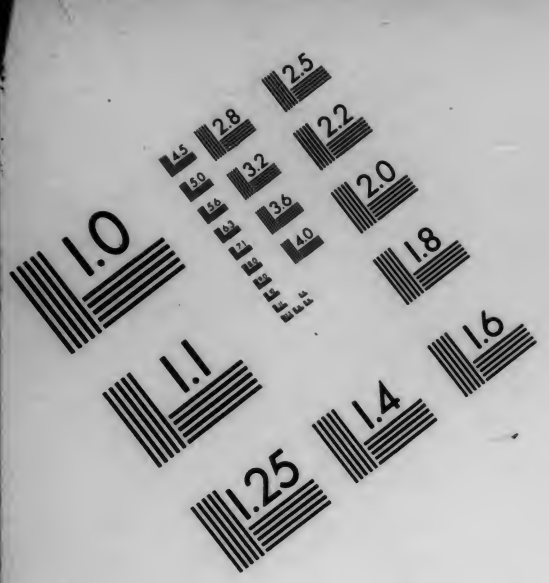
177.1
H569
Hilty, Karl, 1833-1909.
Ueber die höflichkeit... Bern, Wyss, 1898.
132 p. 16½ cm.

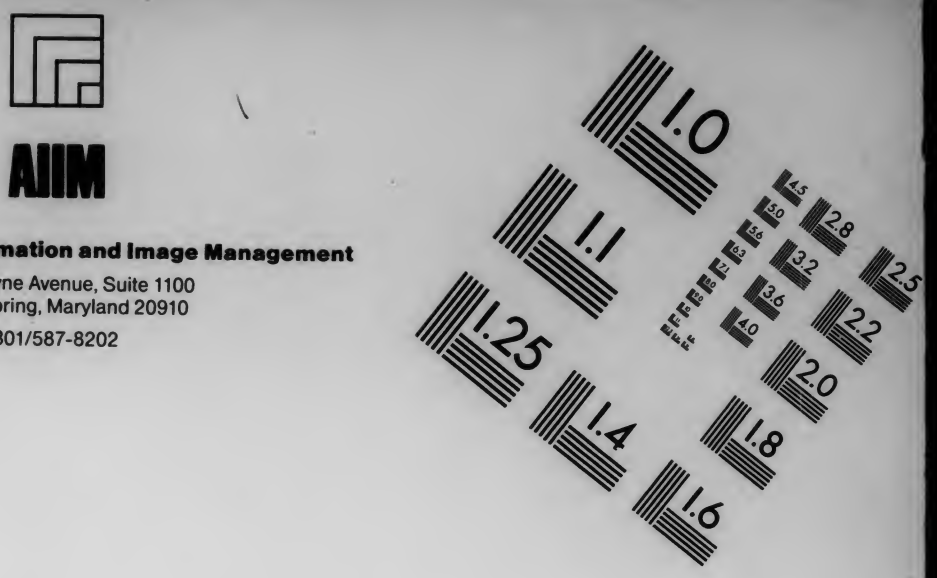
147332

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 REDUCTION RATIO: .9x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 3-15-93 INITIALS Susan
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



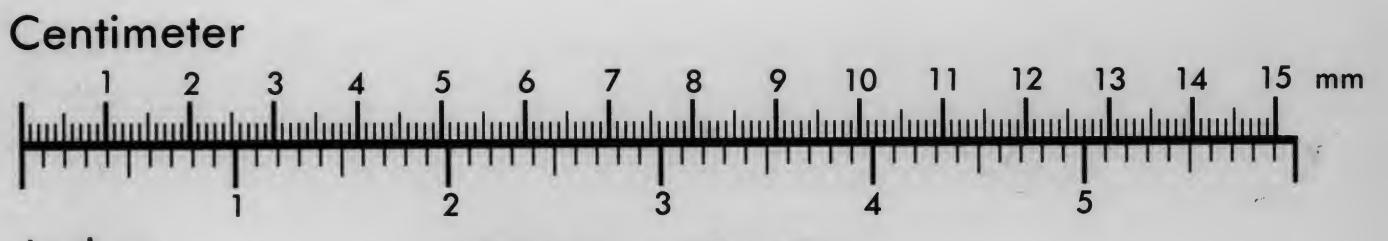


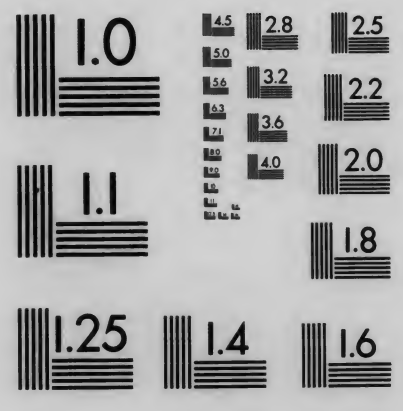
AIIM

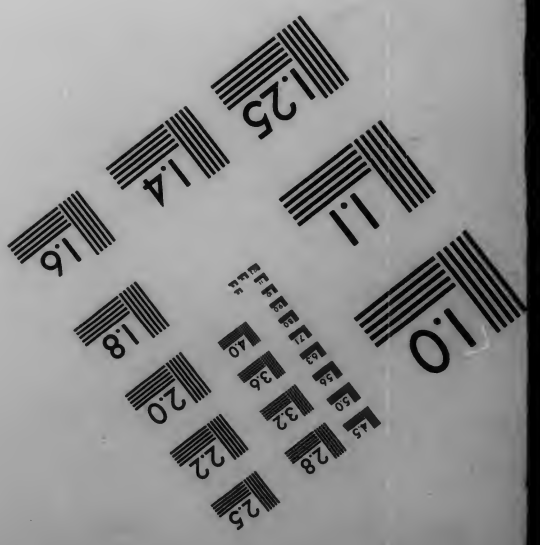
Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Prof. C. Hilty

Ueber Höflichkeit

177.1 H569

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

Frederick William Halls
Collection

Ueber die

Höflichkeit.

Von

Prof. Dr. Carl Hilty.

Drittes Tausend.

Bern.
Druck und Verlag von K. J. Wyß.
1898.

GIFT
Frederick William Holls Collection
FEB 25 1913

Alle Rechte,
auch dasjenige der Uebersetzung, gewahrt.

177.1
H569

Wenn Sie mich fragen sollten, weßhalb ich gerade diesen Gegenstand für eine Vorlesung gewählt habe, so ist es zunächst der auf der Hand liegende praktische Grund, daß Höflichkeit den Verkehr mit Menschen erleichtert, ja sogar wesentlich dazu bestimmt ist. Ein Kaufmann[1]) aber lebt von diesem Verkehr und kann sich von demselben nicht abschließen, wie

[1]) Dieser Aufsatz war ein Vortrag in einem Verein junger Kaufleute, welchem jedoch auch andere Personen beiderlei Geschlechtes beiwohnten.

es allfällig ein Gelehrter, oder ein Klostergeistlicher thun könnte. Es gehört dies also zu Ihrer Berufsbildung. Es ist aber auch eine Sache von größerer Wichtigkeit für Jedermann. Erstlich deßhalb, weil sie sich mit der Moral in den Grundlagen sehr nahe berührt. Denn beide beruhen auf dem ganz gleichen Grundsatze der ächten Menschenfreundlichkeit, nichts zu thun, was den Andern kränken, oder auch nur unangenehm berühren könnte, und was man selbst nicht gerne von ihm erfahren möchte.

Sodann aber auch, weil gerade in diesem Gebiete die Ansichten wechseln und sogar nach Ländern und Zeitperioden verschieden sind, so daß es wohl der Mühe werth erscheinen konnte, einmal darüber eingehend nachzudenken.

Die Höflichkeit ist jetzt einerseits sehr gesunken; man braucht bloß auf die Eisenbahnen, oder an andere verkehrsreiche Orte sich zu begeben, um darüber in's Klare zu kommen, wie wenig Rücksichtnahme zwischen den sich begegnenden Menschen, selbst der sogenannten besseren Klasse, stattfindet. Aber sie ist doch auf der andern Seite ausgebreiteter und gleichmäßiger geworden, nicht bloß mehr das ausschließliche Eigenthum einer feineren Kaste, und hat dadurch etwas Ernsthafteres und Natürlicheres angenommen. Sie ist längst nicht mehr die oberflächliche, oder gesuchte „Galanterie", nach französischem Muster, wie sie noch vor einem Jahrhunderte auch bei uns im Gebrauche war, hinter der Niemand eine ernstliche Meinung suchte und die mit der größten Rohheit

nicht unvereinbar war.[1]) Man meint jetzt, mehr als früher, das, was man höflich sagt; die Höflichkeit ist der Ausdruck eines wirklichen Wohlwollens, an Stelle eines bloßen Scheins desselben geworden. Es ist dermalen, eher als eine Mißachtung der Höflichkeit, eine Art von Anarchie in Bezug auf die Regeln derselben eingetreten, welche theils aus der größeren Mischung verschiedener Volksklassen und ihrer natürlichen Lebensgewohnheiten, theils einfach

[1]) Die Bilder Hogarth's und Vorfälle aus dem Leben Voltaire's, der von den Lakaien seines Gastgebers geprügelt wurde, zeigen dies z. B. Der gewöhnliche Arbeiter benimmt sich jetzt in Gesellschaft besser, als der Adel des 16. Jahrhunderts, wenn man die Memoiren des schlesischen Junkers Hans von Schweinichen liest, und wird auch von den oberen Klassen höflicher behandelt. Die Lage der Dienstboten ist ebenfalls eine ganz andere geworden.

aus Mangel an Bildung in dieser Richtung und Mangel an eigenem Urtheil darüber herrührt. Man sagt es den jungen Leuten nicht, weder auf den Schulen, noch auf den Universitäten, was sich schickt und was nicht; sie müssen es selbst aus üblen Erfahrungen, oder guten Beispielen lernen, und da die letzteren nicht immer vorhanden sind, so bleibt ihnen im Ganzen nur die erstere Lehrmethode, die eine gute, aber etwas zu kostspielige ist. Und dennoch, trotzdem Niemand mehr über Höflichkeit wirklich instruirt wird — wird sie im Leben von jedem Untergeordneten verlangt; man beurtheilt ferner geradezu die Menschen, die man noch nicht kennt, danach, und ein Verstoß gegen die Schicklichkeit kann für die ganze Laufbahn eines Menschen verhängniß-

voller werden, als manche viel schwerere Fehler, die er besitzt, oder macht.

Höflichkeit ist eben ein Zeichen und eine Präsumtion für eine gute Herkunft und Erziehung, ja sogar eine Vermuthung für einen guten Charakter, und sie ist auch eine große Hilfe für den Menschen selbst, indem sie ihn stets in dem „gut equilibrirten" Zustande erhält, auf den es für sein Vorkommen in der Welt am allermeisten ankommt.

Deßhalb wohl sagt ein naiver, Sachsen, so viel ich weiß, das als das höflichste Land Deutschlands gilt, entstammender Kinderreim, nicht ohne einen recht guten Erfahrungshintergrund:

„Kinder, lernet höflich sein,
Es kost't nicht viel und bringt viel ein."

I.

Treten wir der Frage näher, was Höflichkeit eigentlich ist und wie sie grundsätzlich entsteht, nicht bloß durch äußerliche Anlernung einzelner Formen, die nur einen prekären, von Stimmung und Umständen abhängigen Bestand hat, so werden wir ungefähr Folgendes entdecken:

Höflichkeit, wenn sie wirkliche Gemüthsstimmung ist, setzt nothwendig das richtige Verhältniß zu den Menschen voraus, mit denen man in Verkehr kommt, und dieses Verhältniß

wieder ist gänzlich abhängig von unserer Ansicht über den Zweck des Verkehrs mit Menschen. Die richtige Auffassung über den Umgang mit Menschen[1]) ist die, daß sie uns gegeben sind, um ihnen in irgend einer Weise wohlzuthun, nicht um von ihnen Gutes bloß zu empfangen. Diejenigen, welche umgekehrt denken, werden, sofern sie klug genug sind, um sich keinen Illusionen hinzugeben, mit zunehmendem Alter unfehlbar Pessimisten und verlieren damit jede Möglichkeit eines wirklich freundlichen Umgangs mit Anderen. Es ist nicht ausführbar, daß Menschen gut miteinander verkehren, wenn jeder Theil nur möglichst viel empfangen und möglichst wenig

[1]) Vgl. hierüber: „Glück, II. Theil, über Menschenkenntniß."

leisten will, selbst wenn beides im geistigsten Sinne genommen wird. Dessen wird man eben zuletzt müde und überdrüssig. Wenn Jemand aber einmal entschlossen ist zu geben, ohne etwas dafür zu erwarten, dann wird er wohlwollend und das Wohlwollen, das allmählig zur Güte auswächst, die das Schönste in der menschlichen Natur ist[1]), das ist auch die Grundlage und die unfehlbare Quelle und Wegleitung zu der wahren und aufrichtigen Höflichkeit gegen Jedermann, nicht etwa nur gegen eine gewisse Klasse von Menschen.

[1]) Ev. Matth. XX, 26—28. Güte ist ein Kunstprodukt, von Natur sind wir nicht gütig; aber es ist eine mehr oder weniger erbliche Anlage und Erziehung dazu, von Geschlecht zu Geschlecht, denkbar, so daß sie zuletzt ganz natürlich werden kann.

Wollen Sie aber noch ein wenig mehr der Sache auf den Grund gehen, so liegt dieser Stimmung zu Grunde die Ueberzeugung, daß jeder Mensch ein Kind Gottes, zu der edelsten Ausbildung als solches bestimmt und fähig, und daß jede Begegnung daher gar nicht etwas Zufälliges und Gleichgültiges, sondern etwas sehr Ernstes sei, aus dem für beide Theile Fortschritt, oder Hemmung auf dem Lebenswege erwachsen könne.[1]) Wer das so ansieht, der wird von selbst höflich, man braucht es ihm nicht anzubefehlen; andernfalls wird er nur selten das ganz richtige Maß treffen, sondern immer sehr leicht entweder zu viel, oder zu

[1]) Das ist die Anschauung des N. Testaments in einigen sehr ernsten Stellen z. B.: Ev. Math. V, 22, XVIII, 6; Ev. Luc. XVII, 1. 2.

wenig in der Höflichkeit thun, oder Unterschiede machen, die in den Augen der ewigen Wahrheit nicht gestattet sind.[1]) Die rechte Höflichkeit

[1]) Die Gefahr der Höflichkeit, wenn sie nicht ächt ist und nicht nach und nach zu Güte auswächst, ist die Heuchelei, und eine solche Höflichkeit mit Rissen durch die der natürliche Zustand beständig durchschimmert, ist ein unerquicklicher Anblick und verfehlt jedenfalls gänzlich ihren Zweck.

Ob man den Verkehr mit Menschen stark suchen soll, das ist eine Frage; daß man ihn aber wohlwollend und wohlthätig gestalten soll, soweit er besteht, das ist keine, sondern dann entsteht nur die weitere Frage, wie das zu machen ist. Das gehört aber in ein anderes Kapitel der Lebensphilosophie, als das mit der Ueberschrift: Höflichkeit.

Jedermann ist darüber einig, daß man mit denen, die Freundlichkeit sehr nöthig haben, freundlich sein soll, um sie zum Glauben an Gott und die Menschheit zu ermuntern, der ihnen vielleicht verloren zu gehen droht. Du weißt aber nicht, wie es in dem Herzen vieler anscheinend Glücklicher und Bevorzugter

ist eigentlich gar nichts Anderes, als das, was das Evangelium mit einem etwas anderen Worte Frieden bringen nennt, das eigenthümliche Gefühl des Wohlseins, das von manchen Leuten auf ihre ganze Umgebung und Jeden, der ihnen begegnet, übergeht, während Andere nach dem Ausdrucke der Bibel nicht Kinder des Friedens, sondern Kinder des Zornes[1]) sind. Sie haben gewiß auch schon solche Leute gekannt, die vielleicht viele sehr gute

---

dieser Welt aussieht und ob sie dieser Freundlichkeit nicht auch bedürfen.

Es hat übrigens jeder einigermaßen kluge Mensch zuweilen starke Versuchungen, sich von jedem Umgang mit Menschen zurückzuziehen, oder sich um sie nur noch im engsten Lebenskreise zu bekümmern. Das ist aber eine fehlerhafte Neigung, der widerstanden werden muß.

[1]) Eph. II, 3; I. Thess. V, 9; Ev. Matth. X, 12. 13. 16.

Eigenschaften hatten, bei denen aber Niemandem recht wohl wurde, und die auch überall, wo sie hinkommen, nichts als Eifersucht, Streit und Unannehmlichkeit mit sich bringen, selbst keinen Frieden haben und Anderen keinen lassen, soweit es an ihnen liegt. Sehen Sie sich die Höflichkeit dieser Leute an. Sie können nicht natürlich höflich sein; ihre Höflichkeit, wenn sie dieselbe in sich erzwingen, hat etwas Gezwungenes, Süßliches, Unangenehmes im Nachgeschmacke an sich, wie irgend eine Bitterkeit, die man mit Syrup versüßen will. Das ist nach Innen Selbstbetrug, und nach Außen konventionelle Lüge, die zwar nothgedrungen und bis auf einen gewissen Grad allgemein acceptirt ist, weil man sonst ganz auf dem Standpunkte der Wilden und des Krieges Aller

gegen Alle leben müßte. Dabei nützt es dann sehr wenig, mit Ibsen, Zola, Nordau und anderen modernen Schriftstellern dieser konventionellen Gesellschaftslüge die Maske abzureißen, wenn man die Gesellschaft nicht gleichzeitig besser machen kann. Im Gegentheil, wenn die Welt doch nicht vorzüglicher werden könnte, was die meisten dieser, die Aufrichtigkeit liebenden Schriftsteller in ihrem Innersten glauben, so ist es noch besser, da man einmal doch mit ihr leben *muß*, sie trägt eine Maske, die Viele täuscht und für Alle wenigstens einen erträglichen Anblick gewährt. Denn Jemand für schlecht halten und dennoch mit ihm verkehren, das ist das beste Mittel um selbst schlecht zu werden. Also giebt es kein anderes Verfahren, als *entweder* den Menschen,

die man genau sehen will, wie sie sind, die Mittel an die Hand zu geben, damit sie werden, wie sie sein sollten, und vorläufig das Verlangen ihres Herzens darnach, auch in seinen allergeringsten Anfängen, zu sehen und sich daran zu erfreuen. *Oder* dann auf Menschenkenntniß zu verzichten und sich täuschen zu lassen, wie tausend Andere es thun, das was man «sauver les apparences» nennt und woraus ein *sehr* großer Theil des geselligen Lebens besteht.

Wenn Sie *das* wollen, was ich Ihnen nicht anrathe, dann werden Sie wenigstens *geschickte* Schauspieler, das ist immerhin schon *Etwas*, wenn auch nichts Besseres. Denn allein an der Höflichkeit erkennt man heute die Stände, und wie ein guter Schau-

spieler wirklich bewegen und zu Thränen rühren kann, so daß man augenblicklich ganz vergißt, daß Alles nur Schein ist, so ist auch ein höflicher Mensch, wenn er auch bloß geschickt ist, eine angenehme Erscheinung und zeigt wenigstens eine gute Herkunft und Erziehung. An den Kleidern, oder der allgemeinen Lebensweise kann man jetzt die Menschen nicht mehr erkennen. Wenn Sie beispielsweise die Tausende sehen, die im Sommer unser Land überschwemmen, so wissen Sie auf den ersten Blick gar nicht, ob Sie es mit feinen Leuten, oder mit solchen von geringer Herkunft zu thun haben; sie sehen beide ziemlich gleich aus. Aber wenn Sie dann beobachten, wie sich die Einen rücksichtslos, Alles vor sich niederrennend, auf die besten Plätze der Eisenbahn stürzen und

die zweitbesten noch rasch mit ihrem Gepäck überlegen, oder überhaupt all ihr Hab und Gut in der Form von unmäßigem Handgepäck mit sich führen, um ja nicht Gepäcktaxe bezahlen zu müssen, oder noch mit dem Dienstmann um 50 Centimes streiten, bevor sie an Ort und Stelle gelangt sind, oder ihre Gespräche in der Bahn mit möglichst lauter Stimme führen, so daß Jedermann, ob er wolle oder nicht, mitanhören muß, wie theuer es in ihrem letzten Nachtquartier gewesen sei, oder sofort alle Fenster aufreißen, ohne zu fragen, ob andere Mitreisende die Zugluft scheuen; dann wissen Sie, in den weitaus meisten Fällen, genau, mit wem Sie zu reisen die Ehre haben und — richten sich darnach, wenn Sie klug sind.

Es bleibt daher, in zweiter Linie, wenigstens bei dem bon mot Schiller's: Gott allein sehe das Herz der Menschen, also möge Jedermann dafür sorgen, daß auch wir etwas Erträgliches sehen.

Am besten aber und auch am leichtesten ist es, Sie nehmen es von vorherein tiefer und basiren die Höflichkeit nicht auf äußere Angewöhnung, sondern auf eine Grundgesinnung und Grundstimmung, die Ihnen immer gegenwärtig ist und aus der sie von selbst hervorwächst, wie die Blüthe aus dem Baum. Diese Höflichkeit ist eine der größten Vollkommenheiten, zu denen der Mensch fähig ist, und ein berühmter Heiliger des Mittelalters,[1])

[1]) Franz von Assisi.

der sie selbst — wie alle wahren Heiligen übrigens — in hohem Grade besaß, sagt ganz mit Recht, die Höflichkeit sei mit der Liebe nahe verwandt. Sie sei ihre jüngere Schwester, welche die ältere stets begleiten und ihr die Thüren der Herzen aufschließen müsse.

II.

Will man nun in einige Einzelnheiten eintreten, so ist nochmals vorauszuschicken, daß die Höflichkeit heutzutage keine so bestimmten Regeln mehr hat, als dies noch vor einem Jahrhundert, allerdings auch nur in der besten Gesellschaft der Fall war. Man muß sich daher zunächst auf einige ganz allgemeine Gesichtspunkte beschränken, die noch ziemlich anerkannt sind, und sich dabei ge-

trösten, daß man damit in den Hauptsachen wenigstens vor Rohheit gesichert sei und in den kleineren Ereignissen des täglichen Verkehrs seinen Weg von selbst finden werde.

Als solche allgemeine Regeln, die auch für alle Menschen gelten, nicht etwa blos für Diplomaten und Hofleute, oder für Müßiggänger, die sich aus der Geselligkeit einen Lebensberuf geschaffen haben, werden, unter Anderem, etwa folgende zu beachten sein.[1])

Als oberste Regel wird immer gelten müssen, daß Höflichkeit veredelte Natürlichkeit ist und (wie sich eigentlich von selber versteht) das

[1]) Hier und in dem III. Abschnitt wird jeder Leser um Ergänzung aus der eigenen Lebenserfahrung gebeten, die allein völlig belehrt.

Leben leichter und bequemer, nicht noch schwieriger und komplizirter machen soll. Sie ist, wenn sie ächt ist, die äußere Erscheinung der inneren Güte und wohlwollenden Rücksichtnahme auf Andere, und muß daher, auch wo sie nicht ganz ächt ist, dies so erscheinen lassen. Das Letztere ist aber, wie schon gesagt, sehr schwer zu erreichen, denn sie muß auch eine gewisse Würde bewahren, nicht süßlich, oder allzu zuvorkommend sein, was immer Verdacht erweckt. Das Sicherste, um etwas zu scheinen, ist und bleibt daher immer es zu sein.

Unzweifelhaft muß man dabei die Menschen für gut nehmen, auch wenn sie es nicht sind, wenigstens ihre guten Eigenschaften, die sie ja alle haben, zuerst und vorzugsweise

sehen wollen. Ein Misanthrop wird es nicht über eine sehr gezwungene Höflichkeit hinausbringen, während ein Mensch, der gerne das Gute in Anderen sieht, dieselben wenigstens momentan gut machen kann. Nichts stimulirt die Menschen mehr, die beste Seite ihres Wesens herauszukehren, als wenn man sie für besser nimmt, als sie in der Regel in Wirklichkeit sind. Man kann dadurch mit selbst ziemlich schlechten Menschen Jahre lang, oft ein ganzes Leben lang, es aushalten, weil sie sich immer noch Mühe geben, dieses Vertrauen zu verdienen, während das erste Zeichen des Mißtrauens das Verhältniß unwiederbringlich zerstört.

Natürlich ist auch in der Höflichkeit Maßhalten, wie in allen Dingen, gut. „Zu wenig

und zu viel verderben alle Spiel." Man kann auch nicht mit allen Menschen ganz gleich höflich sein, doch zeigt eine gewisse allgemeine Gleichmäßigkeit des Benehmens gute Abstammung und Erziehung, während die Parvenüs immer geneigt sind, höflich nur nach oben zu sein. Gar niemals muß man einen Unterschied in der Höflichkeit zwischen Arm und Reich machen, etwas was den Kaufleuten mitunter schwer fällt. Es ist namentlich ein Zeichen eines edlen Mannes-Charakters (und umgekehrt), wenn man arme Frauen sehr höflich behandelt, denn diese haben die Höflichkeit am nöthigsten und sie thut ihnen am wohlsten.

Ueberhaupt, wenn Sie einmal eine unwiderstehliche Neigung haben sollten, etwas rücksichtslos zu sein, so suchen Sie sich als Objekt

dafür einen recht fetten, protzigen Millionär aus, dem schadet es am wenigsten.

Auch den bloßen Schein von Grobheit muß man meiden, also z. B. auch einen harten, oder lauten, oder polternden Ton im Sprechen, wie ihn manche ganz gutmüthige Leute als schlechte Angewohnheit besitzen, oder ein allzu martialisches Aeußere. Die kühn aufgesträubten Schnurrbärte z. B., wie sie jetzt die friedlichsten Menschen tragen, oder die ungeheuren Prügel von Spazierstöcken, wie sie eine Zeitlang Mode waren, geben einen Anschein von Brutalität, wie er für die Conquistadoren Inner-Afrikas paßt, aber nicht für civilisirte Europäer.

Zorn ist immer unhöflich, ja selbst ungebildet. Selbstbeherrschung in jedem Moment gehört zur Höflichkeit. Es wird daher bekanntlich von König Ludwig XIV., der s. Z. das europäische Modell des höfischen guten Tones war, erzählt, er habe einmal seinen Stock zum Fenster hinausgeworfen, um nicht in Versuchung zu kommen einen insolenten Diener zu schlagen. Es ist nun freilich nicht immer ganz leicht, diese Haltung zu bewahren und auch scharfe Dinge mit ruhigem Ernst zu sagen, was ja doch nothwendig ist; denn das liegt nicht unserer Macht und kann nicht einmal in unserem Willen liegen, allem Ernst des Lebens und allen Konflikten auszuweichen. Der schottische Dichter Burns sagt daher mit einem gewissen Recht in einem seiner Gedichte:

«It's hardly in a body's pow'r
To keep, at times, frae being sour.»

Es mag sein, muß aber doch sein, schon aus Klugheit. Denn Zorn schadet demjenigen, der ihn hat, mehr, als dem, den er trifft.[1]) Man kann sich das theilweise durch Gewohnheit, theils durch eine gesunde Lebensphilosophie aneignen, nicht leicht in Zorn zu gerathen. Beständiger Zorn, als Grundstimmung über Alles und Jedes, ist dagegen die Strafe der egoistischen, oder überhaupt unidealen Menschen, wenn sie alt werden. Sie befinden sich alle in dieser Galeere und tragen deren Ketten mit ihrem kritischen, unwirschen und

[1]) «To be angry is to revenge the faults of others upon ourselves.»

eruptiven Wesen öffentlich vor Jedermann zur Schau.[1])

Alle Unsauberkeit ist unhöflich gegen Andere. Wenn Sie also im Zweifel sind, ob etwas in Ihrem Aeußeren, oder in Ihrer Wohnung noch „sauber genug" sei, oder nicht, so genügt schon dieser Zweifel, um es zu beseitigen. Aus dem gleichen Grunde sind starke Wohlgerüche stets verdächtig, man denkt leicht, sie sollen etwas verbergen. Eine Dame z. B., die, wenn sie vorbeirauscht, eine Duftwolke

---

[1]) „Ihnen zur Straff und Andern zum abscheulichen Exempel," wie sich die alten Kriminalurtheile zuweilen ausdrücken.

von Patschouli, oder dergleichen, hinter sich läßt, ist schwerlich eine wirkliche Dame.[1])

Das allerschlimmste ist natürlich Eleganz, die nicht ganz, bis auf den letzten Faden, durchgeführt ist, z. B., ein eleganter Anzug

---

[1]) „Uebrigens ist der Verbrauch an Parfum sehr zurückgegangen und wird in der vornehmen Welt nur in sehr diskreter Weise geübt." So schreibt wenigstens Fräulein Isabelle Kaiser in ihren Bildern von Cannes und wir wollen ihr es glauben. Der feinste und wenigst aufdringliche Wohlgeruch ist immer ächtes kölnisches Wasser, dessen sich z. B. Napoleon I. ausschließlich bediente.

Bei Männern ist Mangel an Sauberkeit meistens schlechter Herkunft und Erziehung zuzuschreiben, gestattet aber noch keinen unbedingten Schluß auf ihren Charakter. Bei Frauen ist es anders. Wenn eine Frau nicht nach Maßgabe ihrer Verhältnisse möglichst sauber ist, so hat sie nachgelassen etwas auf sich zu halten.

mit einem schlechten Hut, oder unsauberen Handschuhen verbunden. Auch eine auffallende und übermäßige Eleganz überhaupt ist immer etwas verdächtig. Dadurch zeichnen sich Schauspieler, Ladendiener an Sonntagen, oder Kaufleute aus, die sich damit Kredit verschaffen wollen. An einem ganz korrekten Aeußern muß gar nichts Auffälliges sein, weder ein zu viel, noch ein zu wenig.

Noch unhöflicher ist natürlich die innere Unsauberkeit, wenn sie, wie oft, gelegentlich zu Tage tritt. Denn „weß das Herz voll ist", davon geht doch der Mund zeitweise und bei Gelegenheit über. Von einem Menschen, oder einem Buche, das uns etwas Schmutziges erzählt, oder mit Behagen auf so etwas zu

verweilen scheint, behalten wir zeitlebens einen ungünstigen Eindruck[1]). Jeder Ausdruck von Sinnlichkeit ist in hohem Grade unhöflich, obwohl das nicht allgemein so angesehen wird; er setzt eben Gefallen des Andern an solchen Dingen voraus. So lange man dieses Böse in verschönerendem Lichte betrachtet, übt es eine Anziehungskraft auf die Phantasie aus, die eine gewaltige Macht im Menschen ist. Man muß es also, wenigstens bei sich selbst, stets mit seinem wirklichen Namen, als einen Rückfall in das Thierische, bezeichnen; damit wenden sich dann edlere Naturen leichter

[1]) Ich erinnere mich noch heute mit Widerwillen eines bekannten Kriminalisten, der in seinen Vorlesungen mit großer Vorliebe immer die Vergehen unsauberster Natur behandelte. Solche Leute wissen nicht, wie viel sie damit sich selbst und Anderen schaden

von ihm ab, während die ſinnlichen nach und nach zu wahren Raubthieren auswachſen.[1])

Pünktlichkeit[2]) nennt ſchon ein bekanntes Sprichwort die Höflichkeit der Kö-

[1]) Auch die Geſichtszüge dieſer Menſchen beiderlei Geſchlechts werden mit zunehmendem Alter oft raubthierartig. Die wahre (nicht die bloß faktiſch beſtehende) Ariſtokratie beruht heutzutage faſt ausſchließlich noch auf dieſem Einen Punkte, da faſt alle andern Unterſcheidungsmerkmale im Verſchwinden begriffen ſind, und es iſt das auch der Punkt, mit welchem das allmälige Herunterkommen anfängt, wie die Sache Dreyfuß-Eſterhazy es neuerdings gezeigt hat.

Der Sinn des Lebens iſt ja (beiläufig und mit wenigen Worten geſagt) der, aus dem vorwiegend phyſiſchen, gewiſſermaßen thierähnlichen Daſein, mit welchem wir zu leben beginnen, eine bei weitem vorwiegend geiſtige, wirklich menſchliche, Exiſtenz zu geſtalten.

[2]) Im Allgemeinen findet man jetzt Pünktlichkeit mehr bei älteren Leuten, die in ihrer Jugend eine ſtrenge Erziehung genoſſen haben; heutzutage ſetzt

nige. Sie iſt aber auch für andere Leute gut und kann durch keine Entſchuldigungen erſetzt werden. Ebenſo Zuverläſſigkeit in allen Dingen und Ordnung in ſeinen Sachen überhaupt, Das erleichtert das Leben ſehr, für ſich und Andere. Alſo z. B. Briefe gar nicht, oder nicht prompt beantworten, Rechnungen nicht beförderlich bezahlen, Bücher, die man entlieh, nicht bald zurückgeben, das ſind Dinge, die Ihnen mehr Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verurſachen werden, als manche größere Fehler.

ſich die junge Welt viel zu leicht darüber hinweg. Es ſind das ſcheinbar oft Kleinigkeiten, aber mancher junge Mann dankt es ſpäter ſeiner Mutter, daß ſie ihn frühzeitig zur Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und Höflichkeit angehalten hat und dadurch im gegebenen Moment oft für ſein ganzes Leben eine günſtige Entſcheidung bewirkte.

Am wichtigsten ist natürlich, und ganz besonders für Kaufleute, Zuverlässigkeit in Geldsachen, denn davon hängt ihr Kredit ab, mit dem sie arbeiten müssen. Ein englischer Schriftsteller sagt daher, für sie jedenfalls nicht ganz mit Unrecht: « Never treat money affairs with levity. Money is character. »

Für manche Leute ist Geld entleihen eine sehr leichtgenommene Sache[1]), eigentlich mehr

[1]) Auch in dem leichten Ton von „seinen Schulden" zu sprechen, wie dies (allerdings mehr in akademisch ausgebildeten Lebenskreisen) mitunter geschieht, schickt sich nicht. Schulden sind im Gegentheil etwas sehr Ernstes, das unter Umständen das innere, wie das äußere Leben der von ihnen Gefesselten auf das Schwerste beeinträchtigen kann. Nicht umsonst schreibt daher das Christenthum, das sich um die äußern Dinge nicht allzusehr bekümmert, für das gewöhnliche Leben vor: „Seid Niemanden etwas schuldig, außer der Liebe" (vgl. auch I. Cor. VII. 23 und I. Thess. IV. 12) und Paulus erbietet sich sogar einen Schaden zu vergüten, für den er juristisch nicht verantwortlich gemacht werden könnte (Philemon 18). Ebenso läßt Christus selbst zweifelhafte Ansprüche lieber befriedigen, als schuldig bleiben (Ev. Matth. XVII. 27).

die Form einer zwangsweise erhobenen Schenkung. Denn sie denken gar nicht im Ernste daran, es je zurückzugeben, und wenn sie es einmal wirklich freiwillig thun, so betrachten sie das als eine der ruhmwürdigsten Handlungen ihres Lebens. Sie verlieren aber damit unfehlbar mehr an Kredit, als sie an Geld gewinnen. Allerdings muß man auch Geldsachen nicht zu wichtig, namentlich nicht zu kleinlich nehmen, denn sie sind doch nicht mehr als ein Erleichterungsmittel des Lebens, kei-

neswegs das Leben selbst, und es sollte sich nicht Alles um sie drehen. Es ist daher sehr gering in kleinen Dingen, etwa an Trinkgeldern, zu sparen, wie es z. B. manche Reisende thun, oder Alles nur darnach zu bemessen, ob es etwas einträgt, oder ob man es allfällig auch ersparen könnte. Selbst eine gewisse Eiligkeit, Empfangenes sofort wieder in gleichem Maß und Münze zurückzugeben, damit man ja nur Niemand irgendwie verpflichtet sei, zeugt von einer engen Lebensanschauung, die schon La Rochefoucauld eine Art von Undankbarkeit nennt.

Ueber Abwesende ungünstig, oder überhaupt nur viel zu sprechen, wenn es nicht nöthig

ist, ist unhöflich gegen die Anwesenden.[1]) Denn sie können daraus mit Sicherheit schließen, daß und wie über sie geredet wird, wenn sie die Abwesenden sind. Es giebt aber auch manche Leute, die über dieser Vorsicht ein wenig die nöthige Wahrheitsliebe vergessen, wo die Wahrheit gesagt werden muß. Die sind auch unhöflich, denn sie trauen denen, mit welchen sie sprechen, zu, daß sie das Gesagte sofort hinterbringen werden. Auch muß nicht der Grund jenes Fräuleins allein maßgebend sein, welches sagte, man müsse nie über Jemand reden, denn man könne nicht wissen, ob man ihn nicht später noch heirate.

[1]) Daß man nie von Dienstboten Klagen über ihre Herrschaften anhört, sollte sich von selber verstehen. Sogenannte Freunde, die das thun, sind sehr gefährlich, nicht blos unhöflich.

Witz ist eine große, aber eine sehr gefährliche Gabe für die stete Beobachtung der Höflichkeit. Er darf sich jedenfalls nicht zu häufig und namentlich nicht auf Kosten harmloser Personen geltend machen, sonst verräth er einen schlechten Grundzug des Charakters.[1]) Sogenannte Schälke sind zwar oft während ihres Lebens gefürchtet, werden aber im Grunde von Niemanden geliebt,[2]) und man ist froh ihrer

[1]) Auch darf er nie in das Gebiet des sogenannten „Kalauer's" verfallen. Das ist sehr unhöflich, denn es setzt bei dem Zuhörer einen ungebildeten Geschmack voraus.

[2]) Das Wort des Herrn im Prolog zu Faust: „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten verhaßt", ist völlig unpsychologisch; die ernste Verneinung steht dem Geiste der Wahrheit viel näher. Die Bibel selber spricht von Schälken nur in einem tadelnden Sinne. Vgl. Ev. Luc. XIX, 22.

los zu sein, wenn sie schließlich das Zeitliche segnen. Ebenso ist eine übergroße „Originalität", welche sich von allen, auch den gewöhnlichsten Regeln der Höflichkeit dispensiren zu können glaubt, etwas, was nur dummen Leuten imponirt und meistens nicht ohne einen bedeutenden Zusatz von Selbstgefälligkeit besteht.

In einzelnen Fällen kann es sehr zweifelhaft sein, wie weit man in der Höflichkeit gehen soll, namentlich ist dies auf Reisen und an den offenen Tafeln der Gasthöfe und Pensionen der Fall. Ich wurde z. B. einmal von einem gebildeten Gaste dem Wirthe förmlich vorgestellt. Das war zwar sehr höflich gegen den Wirth, warf aber ein Licht auf die unge-

nügende Erziehung des Gastes.[1]) Soll man die Unbekannten, neben welche man zu sitzen kommt, grüßen, bei Beginn und bei Aufhören der Mahlzeit? Ich sage darauf ja. Soll man sie anreden? Ebenfalls ja, wenn es eine Dame, eine jüngere, oder eine offenbar dem Stande nach geringere Person ist. Geht sie nicht höflich darauf ein, so läßt man sie im Weiteren.[2]) Mit dem Gasthauspersonal spricht man besser nicht viel und unnöthig. Das

[1]) Das Gegenstück, die oft allzugroße, oder gesuchte Höflichkeit der Wirthe, behandelt u. A. ein Sinngedicht des vorigen Jahrhunderts mit den Worten:

„Die Höflichkeit des Wirths war sinnreich ausgedacht,
Er weckt mich aus dem Schlaf und wünscht mir gute Nacht."

[2]) Daudet beschreibt es in seinem «Tartarin dans les alpes», einer recht ergötzlichen Satyre auf die Fremdenindustrie der Schweiz, wie eine lange Reihe von Menschen an den Gasthofstafeln stumm neben einander

Höflichste gegen diese Leute ist, sie nicht zu plagen, oder unnöthig herumzusprengen und zuletzt gut zu belohnen für ihre Dienstleistungen.[1]) Auf die weitere Höflichkeit halten sie

sitzt und Jeder möglichste Verachtung gegen seine Nachbaren affektirt, um seine eigene Verlegenheit dahinter zu verbergen. Denn diese Miene der Verachtung ist stets die Waffe der Dummen, oder innerlich Unsicheren gegen die Verlegenheit.

Daß man, wenn möglich, nicht in Bergsteiger- oder Radfahrerkostümen an die table d'hôte sitzt, ist Jedermann klar, außer Engländern geringerer Abkunft, die sich auf dem Kontinent Alles erlauben zu können glauben, und einzelnen ihrer Nachahmer. Ebenso ist es natürlich für erwachsene Leute eher unpassend, selbst auf Reisen, in den Städten rothe, hellblaue, schneeweiße Silzhüte, oder Jokey-Mützen zu tragen. Auf keinen Sall aber darf man mit solchen Kopfbedeckungen Besuche machen.

[1]) Die bekannte Abhandlung eines jetzt verstorbenen berühmten Rechtslehrers über die Trinkgelder halten wir für rechtlich und namentlich auch praktisch ver-

selbst nicht gerade viel. Gegenüber dem Wirth ist die rechte Höflichkeit, nichts Unnöthiges und Uebertriebenes zu verlangen, stets zu bedenken, daß er auch leben und etwas für seine Mühe verdienen muß und ihm das wohl zu gönnen. [1])

---

fehlt und der zeitweilige Versuch, sie abzuschaffen, wurde mit gutem Grunde meistenorts wieder aufgegeben. Die Gäste hatten nichts weiter davon gehabt, als erhöhte Zimmerpreise, unwilligere Dienstleistungen und saure Gesichter beim Abschied. Es sollte doch auch einem vernünftigen und fühlenden Menschen Freude machen, durch einen winzigen Obolus, der bei der allgemeinen Summe der Reisekosten gar nicht in's Gewicht fällt, einigen oft schwer geplagten Leuten, die seinetwegen Ruhe und Gesundheit opfern und auf jede Erholung selber verzichten müssen, einen kurzen Augenblick des Glücks zu bereiten.

[1]) Es ist daher sehr unhöflich und selbst ungerecht, wenn ein der Temperenz Angehöriger gar nichts als

Wenn Frauen die Wirthschaften, oder Pensionen leiten, oder an der Geschäftsführung und Bedienung anders als in dienender Stellung betheiligt sind, trifft dies Alles nicht durchwegs zu; sie sind dann als Damen zu behandeln. Eine ruhige Artigkeit, ohne jedoch in erhebliche Aufmerksamkeit überzugehen, gebührt auch dem anständigen weiblichen Dienstpersonal insgesammt.

Daß man in einem öffentlichen Lokal, Speisesaal, Café, Restaurant, Bierwirthschaft u. dgl., bei dem Eintreten den Hut abnimmt, selbst wenn man nicht lange darin verweilen

---

Wasser trinkt; es schickt sich irgend etwas, z. B. Mineralwasser, Milch, Limonade zu trinken, oder wenigstens zu bestellen, weil das zu dem Einkommen des Wirthes rechtmäßig und nothwendig gehört.

will, versteht sich bei männlichen, gebildeten Personen von selbst. Dagegen ist unter den Damen in neuerer Zeit die schlechte Sitte aufgekommen, bei dem zweiten Frühstück die Hüte aufzubehalten, mitunter auch sogar mit Handschuhen zu essen. Anfänglich ging dies von den Engländerinnen aus, welche nachher sofort ausgehen und sich nicht die Mühe nehmen wollten, ihre Hüte noch einmal auf ihren Köpfen zu befestigen. Die alten Israeliten verzehrten allerdings auch ihr Osterlamm ganz reisefertig; sogar mit den Wanderstäben in den Händen, aber die moderne Damenwelt will doch nicht aus Aegypten ausziehen, sondern sie befindet sich in der Regel ganz wohl darin.

Ebenso versteht es sich für Männer, daß man aufsteht, wenn man in einem solchen Lokal

von Jemand, außer dem Wirthspersonal selber, angeredet wird.

Auf Eisenbahnen ist es ein Gebot der Höflichkeit, nicht mehr Raum zu beanspruchen, als nöthig ist, kein übermäßiges Gepäck mit sich zu nehmen, oder gar auf die Sitzplätze zu legen, ältere Personen, Frauen und Kinder zuerst ein- und aussteigen zu lassen, offenbar Fremde, die gerne die Gegend sehen wollen, an die Fenster sitzen zu lassen, die Füße nicht auf die gegenüberstehenden Sitze zu legen, außer in Schlafwagen und Nachts.

Ob man fremde Leute in der Eisenbahn anreden soll, ist zweifelhaft; in der Post, wo man in engster Berührung mit ihnen steht, dagegen nicht. Jedenfalls muß man ihnen gewöhnliche

Höflichkeiten erweisen, z. B. Fenster schließen, wenn sie es nicht können, Gepäck herunterreichen, gelesene Zeitungen anbieten, aber nicht Eßwaaren, außer kleinen Kindern.[1])

Eine der schwierigeren Fragen ist die, wie Grobe zu behandeln seien, die selbst keine Höflichkeit beobachten. Ein bekanntes Sprich-

[1]) Gegenüber kleinen Kindern und offenbar sehr armen Leuten darf man, namentlich auf Reisen, jede gute Gelegenheit ihnen etwas Freundliches zu erzeigen, ohne alles Bedenken sogleich benutzen und wird es meist nicht bereuen; das sind oft sogar die besten Reiseerinnerungen. Es ist auch ein sehr gutes Zeichen für einen Menschen, wenn kleine Kinder (und Thiere) zu ihm Vertrauen zeigen, denn diese leitet ein ganz sicheres Gefühl. Ueberhaupt bereut man im Leben sehr selten die Freundlichkeit, die man irgend einem Geschöpf Gottes erwiesen hat, sehr oft aber das Gegentheil und die versäumten Gelegenheiten dieser Art.

wort sagt darüber: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil." Aber seien Sie doch lieber nicht selbst dieser Keil; er wird ihn schon noch finden. Am besten ist es, protzigen und rücksichtslosen Leuten ruhig, aber bestimmt, jede Ungehörigkeit ablehnend, entgegenzutreten, Hochmüthige zu ignoriren und völlig in ihrer Zurückgezogenheit zu lassen, kokette, oder auffallend gekleidete Damen gar nicht zu beachten, und alle diese Menschenklassen immer gegenüber den bescheidenen und natürlichen Leuten zurückzusetzen. Das belehrt sie am ehesten, wenn sie noch belehrbar sind. Namentlich machen Sie sich eine Lebensregel daraus, einem Reichen, oder anscheinend Reichen, nicht leicht etwas zu schenken und auch wo immer möglich nichts von ihm anzunehmen, wenn

es nicht sehr unfredlich und ohne den mindesten Schein von Ueberlegenheit entgegengebracht wird. Ich weiß wohl, daß man ihnen damit oft Unrecht thut, da sie nichts für ihren Stand können. Aber sie haben so viele Vortheile davon, daß sie sich diesen kleinen Nachtheil gefallen lassen müssen. Dagegen muß von armen Leuten jede, auch die kleinste Gabe, oder Dienstleistung mit äußerster Freundlichkeit angenommen und ja nicht sofort bezahlt werden, außer wenn es offenbar so gemeint ist. Es thut ihnen oft sehr wohl, wenn sie auch etwas schenken können.

Eine viel ernstere, vielleicht eine der schwierigsten Fragen des menschlichen Verkehrs überhaupt, in die das Leben führen kann, ist die,

wie man Denjenigen begegnen soll, die einem schweres, nach gewöhnlichen Begriffen sogar unsühnbares Unrecht angethan haben. Daß man eine solche Begegnung, soweit es thunlich ist, vermeidet, ist selbstverständlich, ebenso klar auch, daß es für Leute christlichen Bekenntnisses kein unsühnbares Unrecht giebt, sondern mit Reue Alles gut zu machen ist;[1]) die Schwierigkeit beginnt, wo dieselbe fehlt. In solchen Fällen darf jedenfalls die Höflichkeit nicht über das allernothwendigste Maß hinausgehen und bei deutschen Stammesgenossen ist Treulosigkeit das Unsühnbarste, was es giebt. Kleineren Mißverständnissen, oder Ungehörigkeiten aber von vornherein nicht

[1]) Der Moral-Codex der feineren Welt, besonders der militärischen, lautet hier allerdings etwas anders

mehr Gewicht beizulegen, als sie wirklich besitzen, das gehört nicht in dieses Kapitel, sondern ist ein philosophischer Grundsatz, der von Anbeginn feststehen muß,[1]) und aus dem sich naturgemäß die völlig unbefangene Höflichkeit bei der Begegnung ergiebt.

Im mündlichen und noch mehr im schriftlichen Verkehr handelt es sich auch noch um gewisse Titulaturen, die mehr oder weniger üblich, jetzt aber vielfach außer Gebrauch gekommen sind, während sie in früheren

[1]) „Wenn es möglich ist so haltet mit allen Menschen Friede" (Röm. XII, 18). Es ist aber nicht immer möglich, denn „es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Immerhin muß er zum Frieden bereit sein, sofern es kein „fauler Friede" ist.

Zeiten im Uebermaße vorhanden und oft beinahe unwürdig, oder unverständlich waren.[1]) Die sehr unterthänigen Gesprächs- und Briefformen, wie z. B. „ihr unterthänigster Diener", „meine Wenigkeit", sind heutzutage sämmtlich ungebräuchlich; auch redet man jetzt Jedermann mit „Sie", nicht mehr mit „Er", oder „Du" an und sagt jedem männlichen Wesen „Herr" und jeder Frauensperson „Frau", oder „Fräulein". In Deutschland setzt man für höhere Damenkreise noch das „gnädige" hinzu;

[1]) z. B. die verschiedenen „Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Hochgeboren, Edelgeboren," wobei merkwürdiger Weise das letzte das geringstbedeutende war. Das pflegt man jetzt, wenigstens auf der Außenseite der Briefe wegzulassen, höchstens bei Geistlichen setzt man noch das „Wohlehrwürden", oder „Hochwürden", je nach der kirchlichen Rangstufe, auf dieselben.

in Frankreich ist dagegen die ganz allgemeine Titulatur, fast bis zu den höchsten Stellen hinauf, « Monsieur » und « Madame ». Darin muß man sich im Ganzen nach den Landessitten richten; man kann nicht selbst eine Sitte für sich machen und beanspruchen. Wichtiger ist, daß man z. B. auf keine halben Briefbogen, oder gar nur auf solche wechselförmige Querabschnitte, wie sie jetzt manche Geschäftsleute, Advokaten, Notare gebrauchen, schreibt, ebenso nicht auf Korrespondenzkarten, wenn es nicht nur die alleroberflächlichsten Dinge betrifft, und daß man alle Korrespondenzen sorgfältig genug frankirt. Das Allerunhöflichste ist recht dickes Briefpapier zu nehmen, das über die zulässige Schwere hinausgeht, und dann nicht doppelt zu frankiren.

Damit erreicht der Absender das Gegentheil von Hochachtung bei dem Empfänger. Ebenso darf man nicht aus Gewohnheit, oder Bequemlichkeit Privatbriefe von hinten nach vorne schreiben — wie es bei Kaufleuten nicht selten vorkommt — oder Privatbriefe in ein Kopierbuch abdrucken, oder mit der Maschine schreiben. Das ist alles zu geschäftsmäßig.

Höflichkeit gegen die ostensiblen Vertreter jedes Religionsbekenntnisses, auch eines solchen, dem man nicht selbst angehört, also z. B. von Protestanten gegen katholische Priester und Ordenspersonen, ist « de rigueur ». Doch muß man nie absichtlich einen Zweifel bestehen lassen, welcher Konfession man ist. Religionslosigkeit, oder Unglauben stark zu zeigen

ist immer geschmacklos; ebensowenig aber darf man mit seiner religiösen Ueberzeugung gewissermaßen prahlen, indem man sie ohne jede Veranlassung beständig zur Schau trägt und Anderen damit lästig fällt. [1])

Unhöflich in hohem Grade ist das zu eifrige Ausnützen der Menschen für gute Zwecke, oder um sich Dritten angenehm zu machen. Es ist dies namentlich oft eine Eigenschaft sehr edeldenkender Frauen, die Niemand kennen lernen können, ohne ihn alsbald für irgend einen Zweck, oder einen Menschen,

[1]) Dies bezieht sich jedoch nicht auf feststehende Gebräuche, z. B. das sich Bekreuzen der Katholiken, das sie nicht zu unterlassen brauchen, wenn sie sich in anderer Gesellschaft befinden.

der ihnen am Herzen liegt, einzuspannen. Sie zerstören damit das beginnende Verhältniß der Freundschaft in seinen ersten Anfängen und gleichen, bei viel edleren Motiven zwar, doch jenen Studiosen, die sofort, nachdem die Brüderschaft getrunken ist, die neue Aera mit einem Darlehensgesuche eröffnen.

Schmeicheln ist immer unhöflich, denn man zeigt damit, daß man die Anderen für dumm, oder eitel hält. Aber ebenso unartig ist es, nie etwas Freundliches, oder Anerkennendes zu sagen, aus Furcht, daß dies den Belobten etwa verderben könnte. Es ist dies übrigens auch meistens nur ein Vorwand um eine geheime Mißgunst vor sich selber zu verbergen.

Sie werden vielleicht noch fragen, wie man das Alles erfahren und lernen solle und welche Hülfsmittel es dafür gebe. Bücher giebt es darüber einzelne, aber fast alle, wenigstens die ich kenne, sind etwas veraltet, oder nicht auf alle Verhältnisse anwendbar, oder endlich nicht für alle Stände und alle Länder berechnet. Es ist z. B. etwas ganz Anderes, ob man solche Vorschriften für den diplomatischen Dienst, oder gar für das Ceremoniell an Höfen haben[1]) und konsultiren will, oder für den gewöhnlichen Verkehr. Goethe sagt bekanntlich in seinem Tasso, wenn man erfahren wolle, was

[1]) Solche Ceremonialbücher giebt es auf allen Staatskanzleien und ebenso an den Höfen. Für die gewöhnliche gute Lebensart ist eines der besseren Bücher das der Gräfin Bassanville, Paris 1868.

sich ziemt, so solle man bei edeln Frauen anfragen; dazu ist man aber auch nicht jeden Augenblick in der Lage und diese Quelle selbst ist mitunter zweifelhaft geworden, seitdem die edeln Frauen auf Rädern durch die Straßen der Städte fahren, was, nach unserer Meinung wenigstens, kein sehr feines Anstandsgefühl bekundet.[1]) Am belehrendsten ist aber allerdings der Umgang mit feinen Menschen, das sorgfältige Vermeiden von unfeiner Gesellschaft, in der sich der eigene Geschmack verschlechtert, gute Lektüre, und eigenes Nachdenken.

[1]) Außerhalb der Städte lassen wir uns das Radfahren auch der Damen gefallen, obwohl es niemals schön aussieht. In den Städten aber müssen sie ihr Stahlroß am Zügel führen. Auf den Straßen der Städte zu rauchen ist, um dies beiläufig zu sagen, ebenfalls nicht ganz fein, ebensowenig als z. B. essen auf der Straße bei erwachsenen Leuten passend erscheint.

Ein gutes, stets bei der Hand befindliches Hülfsmittel giebt es immer: Man muß sich in die Lage der Anderen versetzen und thun, was man dann selbst gern hätte. Hier kommt — am Ende wie am Anfang unseres Themas — die Höflichkeit und die Moral wieder auf dem ganz gleichen Boden zusammen, mit dem Sprichwort: „Was Du nicht willst, das man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu."

Lassen Sie sich daher zum Schlusse noch dies Allgemeinere sagen, was der ganzen Frage eigentlich zu Grunde liegt: Die völlige Ueberwindung des natürlichen Egoismus ist die größte menschliche Leistung, die, wenn sie gelingt, auch die größte Macht über Andere gewährt; das, was wir ganz eigentlich in der „Schule des

Lebens" lernen sollen, und was die Einen mehr, die Anderen weniger zu Stande bringen. Ohne daß wir es schließlich bis zu einem gewissen Grade fertig bringen, ist das Leben, bei allen sonstigen Erfolgen, ein verlorenes gewesen, und auch die künftige Existenz, auf die wir hoffen, würde uns nicht viel helfen mit Egoismus verbunden. Denn mit demselben könnte man nicht glücklich leben, wenn einmal alle Gedanken der Menschen völlig offenbar für Jedermann sind, während sie auf Erden noch verschleiert werden können und nur in Worten, oder Thaten ihren Ausdruck finden.

Die Aufgabe des Menschenlebens ist es, aus einem natürlichen Dasein, mit dem wir es beginnen, in ein sittlich geordnetes auszuwachsen

und die Triebfeder des Egoismus, der allerdings die Kraftquelle des natürlichen Daseins ist, durch eine bessere zu ersetzen. Wer Ihnen daher heute von einem „gesunden" Egoismus spricht, der nothwendig sei, um durch die Welt zu kommen, der räth Ihnen unrichtig. „Natürlich" ist der Egoismus allerdings, und wenn man überhaupt nur ein natürliches Leben, ohne ein anderes Motiv, als es möglichst zu genießen, und ohne Hoffnung auf ein Weiterleben kennt, so ist er wirklich die vorherrschende Grundstimmung, die aber weder Sie selbst, noch Andere wahrhaft glücklich macht und die Sie doch vor Anderen, welche Sie lieben und von denen Sie geliebt sein wollen, verbergen müssen. Denn kein Mensch, der nur einigermaßen vernünftig ist, liebt einen ausgesprochenen Egoisten, und

möchte stets mit ihm leben. Diese Theorie steht also in einem vollkommenen Widerspruche mit sich selber. Aber auch das glauben Sie nicht, daß man ein ganzes Leben lang im tiefsten Grunde egoistisch bleiben und dann durch eine plötzliche Umwandlung wunderbarer Art, welche durch den Tod eintreten soll, ein völlig Anderer werden könne. Das ist ein gewaltiger Irrthum, mit dem auch manche Christen unserer Tage ihr Gewissen einschläfern und aus dem sie wahrscheinlich mit Enttäuschung erwachen werden. Der Tod kann nichts schaffen, er zerstört nur; wir setzen das geistige Leben so fort, wie wir es hier verlassen, gerade wie Jemand, der in der Schule in eine höhere Klasse kommt, dadurch nicht ein ganz verschiedener Mensch wird. Er kann aber in die obere Klasse nicht

kommen[1]), oder er würde sich in derselben nicht an seinem Platze fühlen, wenn er nicht prinzipiell hier schon mit dem natürlichen Egoismus gebrochen hat und nur noch mit seinen Ausläufern und Angewohnheiten kämpft.

Davon werden wir zwar auch erlöst, größtentheils durch höhere Hülfe, immer mehr, und zuletzt vollständig; aber den Entschluß gegen den Egoismus zu sein, müssen wir an einem großen Tage unseres Lebens doch selber fassen, und je früher Sie ihn fassen, desto erfolgreicher wird dasselbe sein.

1) Denn an einen Himmel, der mit Egoisten besetzt ist, glaubt Niemand, auch die größten Egoisten selber nicht.

III.

Besondere Regeln.

Dieselben sind, wie schon gesagt, nach Ländern verschieden, auch jetzt vielfach anders, als sie noch vor 30 und 40 Jahren waren, ja sogar noch immer einigermaßen ungleich nach gesellschaftlichen Kreisen. Wir gedenken jedoch hier nicht von irgendwelchen Dingen zu sprechen, die nicht zu dem gewöhnlichen Anstand gebildeter Menschen gehören, also um ein englisches Wort zu gebrauchen, das den Sinn der Unter-

scheidung vielleicht am besten wiedergiebt, nur von dem was «gentlemanlike», nicht was «fashionable» ist. Das letztere enthält eine ganz unbestimmbare Summe von zum Theil guten, zum Theil schlechten Grundsätzen, die überhaupt nur auf ein nach unseren Anschauungen verkehrtes Leben, nämlich das von Müßiggängern und Genußmenschen, ganz anwendbar sind. Für diese wollen wir überhaupt nicht schreiben, sondern theilen materiell die etwas zu kräftig ausgedrückte Ansicht eines uns unbekannten Poeten:

«Learn thou this most infallible of rules,
The taste of «fashion» is the law of fools.»

Die Tendenz der Zeit geht auch hier nach Vereinfachung und Natürlichkeit, und man

hat mitunter jetzt sogar Grund zur Besorgniß, dieselbe könnte in einzelnen Punkten zu weit gehen, namentlich in der Korrespondenz in eine Art von Rücksichtslosigkeit, oder in bloß geschäftsmäßiges Schreiben, und im Verhältniß von Ueber- und Untergeordneten in ein „Befehlsverfahren" ausarten.[1]) Das Wesentlichste,

[1]) Es giebt jetzt in der That bereits manche Leute, die nur noch schreiben, wenn sie etwas haben wollen und bei der Korrespondenz überhaupt stets nur an sich, nicht an die Anderen denken. Damit ist, wie schon auseinandergesetzt wurde, wahre Höflichkeit, auch des Briefstyls, unvereinbar und die Klage berechtigt, daß es keine interessanten Briefwechsel, wie etwa der bekannte der Frau von Sévigné, oder derjenige Humboldt's mit Charlotte Diede, mehr gebe. Das liegt in dem materialistischen Zuge der Zeit, der auch den Frauen, die die eigentlich guten Briefschreiberinnen sind, sein «matter of fact» Gepräge aufgedrückt hat. Im Verhältnisse von Ueber- und Untergeordneten geht die auch bei uns mitunter bestehende Anordnung, die

was im gewöhnlichen Verkehr der gebildeten Klassen, ohne besondere Standesverhältnisse, in Frage kommen kann, scheint uns Folgendes zu sein:[1])

Besuche. Was für Besuche zu machen sind und welche Karten man abzusenden hat, richtet sich nach den Landessitten und namentlich nach der bürgerlichen, oder militärischen Stellung des Besuchenden. Ein Besuch, oder die Sendung einer Karte, wird allgemein als noth-

höflichen Anreden und Schlußformeln der Briefe ganz wegzulassen, zu weit. Damit befördert man einen gewissen Grobianismus, der das Leben unangenehm macht.

[1]) Auch hier ist eine sehr starke Ergänzung denkbar, die jeder Leser sich selbst machen muß, und sind einzelne Fragen noch der Diskussion fähig.

wendig erachtet, wenn man eine Familienanzeige (über Todesfall, Verlobung, Heirat, Geburt) erhalten hat. Es ist nicht nothwendig, auf eine solche Karte etwas zu schreiben, wenn man nicht näher bekannt ist, auch nicht einmal immer den Zweck der Karte durch Buchstaben (p. f., p. c., p. p. c.) anzudeuten, wenn er sonst klar genug ist. Einen Besuch machen nur nähere Bekannte.

Auch eine förmliche Einladung zu einer Gesellschaft, einem Diner, oder Ball ist mit einer Karte zu erwiedern, wenn man annimmt; sonst mit einer höflichen Absage. Wenn man von Jemand eingeladen wird, den man noch gar nicht kennt, so muß man vor dem betreffenden Tage noch einen Besuch machen, damit man nicht unbekannt zu der Einladung erscheint.

Ebenso gilt es in der etwas feineren Welt als höflich, innert höchstens 14 Tagen nach einer solchen Festlichkeit, einen Besuch zu machen, wenn man die Verbindung fortsetzen will. Ist dies nicht der Fall, so genügt die Sendung einer Karte innert acht Tagen. In der feineren Gesellschaft schickt man auch noch Karten bei irgend einem sonstigen glücklichen oder unglücklichen Ereigniß im Leben von Bekannten, z. B. Ernennungen, Avancement, Ordensempfang, Rettung aus einer Gefahr, Unglücksfall, etc.; die französischen Regeln darüber nennen auch noch « une belle action, un bon discours, quelque autre chose, qui mette en évidence. »

Die Visitenkarten selbst sind am feinsten, wenn sie einfach sind; goldgeränderte

z. B. zeugen von sehr schlechtem Geschmack.[1]) Eine Dame darf die Angabe ihrer Wohnung nicht darauf setzen lassen, wenn sie nicht für eine Geschäftsfrau gehalten werden will. Es gilt für höflicher die Karten selbst abzugeben, als sie durch die Post zu schicken; in Frankreich geschieht das Letztere nur mit den Neujahrs-Gratulationskarten, welche bei uns glücklicherweise etwas in Abgang gekommen sind. Karten, die man selbst abgiebt und die einen Besuch repräsentiren sollen, nicht bloß einen Dank, eine Begrüßung ꝛc., müssen in einer Ecke, oder auf der rechten Seite schmal, eingebogen

[1]) Auch die Krone darauf ist zu viel und bei ganz unzweifelhaftem Adel überflüssig. Ebenso ist sehr großes Format, außer für hohe Staatsbeamte, nicht passend.

werden und man giebt sie auch nur in den Stunden, oder Tagen ab, an denen man einen Besuch machen könnte.

Es ist nicht Sitte, daß eine Dame einem unverheirateten Manne Karten schickt.

In Trauerzeiten müssen die Karten schwarz gerändert sein.

Bei Besuchen ist ein einfacher, feiner Anzug, jedenfalls aber kein Ball- oder Gesellschaftsanzug, das Beste. Gute Handschuhe gehören dazu, die man nicht etwa ausziehen darf im Zimmer.[1]) Hat der Besuch einen mehr

[1]) Ganz helle Handschuhe gehören nur zu einem Ball- oder Gesellschaftsanzug. Auch sehr stark gelbe, rothe, hellblaue sehen nicht fein aus. Bei Damen müssen die Handschuhe nicht mit dem Kleid in einem schreienden Farbenwiderspruch sich befinden. Man darf Handschuhe in gewöhnlichen bürgerlichen Verhältnissen

ceremoniellen, als freundschaftlichen Charakter, so darf er nicht länger als eine Viertelstunde dauern. Die Besuchszeiten sind nach Ländern verschieden, als allgemeine Regel kann gelten: kurz vor der in dem Lande üblichen Hauptmahlzeit. Hat der Besuchte offenbar zu thun, oder ist er im Begriff auszugehen, oder ist der Besuch ein Kondolenzbesuch, so ist ein äußerst kurzer Aufenthalt am Platze. Es gilt in feineren Kreisen für schicklich den Ueberrock

waschen lassen und so tragen, nicht aber bloße Abreibungen mit Gummi, oder sonstige, in Bezug auf Sauberkeit oder Geruch zweifelhafte Prozeduren mit ihnen vornehmen.

In Trauerzeiten trägt man auch bei Besuchen die landesübliche Trauerkleidung, vermeidet jedoch größere Geselligkeit und öffentliche Vergnügungen überhaupt Schmucksachen, selbst glänzende Uhrketten, werden nicht getragen.

im Vorzimmer zu laſſen, dagegen den Hut mitzunehmen, Offiziere ſchnallen bei Beſuchen den Säbel nicht im Vorzimmer ab und ſelbſt bei Einladungen erſt, nachdem ſie ſich präſentirt haben.

Sind mehrere Perſonen in einem Zimmer, ſo begrüßt man zuerſt die Hausfrau, dann erſt andere Bekannte; kommt neuer Beſuch, ſo ſtehen Herren auf, Damen nicht. Die Dame des Hauſes darf keinen Beſucher, der Abſchied nimmt, weiter als bis an die Thüre begleiten, falls noch andere Perſonen im Zimmer zurückbleiben.

Eine kranke Perſon darf man nicht zu ſehen verlangen, wenn man dazu nicht bei dem Beſuch, den man ihr machen wollte, von den Angehörigen eingeladen wird.[1])

Es zeugt von geringem Geſchmack, viel Umſtände über den Vortritt bei dem gemeinſchaftlichen Ein- und Austreten Mehrerer aus einem Zimmer zu machen. Im Allgemeinen gehen Damen voran, nach Altersordnung; bei den Herren entſcheidet der offenbare Rang, oder in Ermangelung eines ſolchen ebenfalls das Alter über den Vortritt.

Verſchiedene gleichzeitige Beſucher müſſen von dem Beſuchten einander vorgeſtellt werden;

---

[1]) Selbſtverſtändlich darf man nicht von den Dienſtboten erzwingen, zugelaſſen zu werden, wenn die Frau, oder der Herr des Hauſes vorübergehend das Bett hüten, ſo daß man ſich vor ſolchen Beſuchern zuletzt nur mit dem Thürriegel ſchützen könnte.

es ist nichts unangenehmer, als mit Jemand sprechen zu sollen, den man gar nicht kennt. Es wird dabei immer der geringere Theil dem höherstehenden vorgestellt, nicht etwa umgekehrt. Der Besuchte muß es auch vermeiden, Separatgespräche mit den einzelnen Besuchern abzuhalten, sondern das Gespräch allgemein zu gestalten wissen.[1]) In Bezug auf die Gegenstände desselben gilt es in der feinen Welt für nicht schicklich, von sich, von Politik und von Religion zu sprechen. Man erreicht damit

[1]) Es ist daher auch unhöflich, wenn der Besuchte es gestattet, daß einzelne Besucher in einer Sprache reden, die andere gleichzeitig Anwesende nicht verstehen.

Von dem völligen Durcheinander von Französisch und Schweizerdialekt, wie man es etwa bei uns zuweilen zu hören bekommt, wollen wir lieber gar nicht sprechen. Das ist nicht bloß ein Mangel an Höflichkeit, sondern auch an Bildung und Geschmack.

freilich manchmal nur, daß nichts Interessantes überhaupt zur Sprache gelangt.

Das Allerunfeinste, was es giebt, ist es, wie schon erwähnt, einen abgehenden Besucher sofort zum Gesprächsgegenstand der Zurückbleibenden zu machen.

Bei sehr fein gebildeten Leuten aller Nationalitäten beobachtet man stets folgendes gemeinsame Merkmal: Sie sprechen nur wenig von sich selber, und zwar weder im guten, noch im schlechten Sinne. Das Letztere ist beinahe ebenso unhöflich, weil es zu protestirenden Komplimenten nöthigt und daher, statt bescheiden, nur unbescheiden ist. Hingegen zeigen sie ein lebhaftes Interesse an den Freuden und besonders auch an den Leiden, Sorgen und Prüfungen Anderer, wobei man oft nicht ahnt,

wie viel Schweres sie selbst stillschweigend tragen. Von solchen Menschen sollten besonders die vielen egoistischen jungen Frauen lernen, die unerschöpflich von ihrem Eheglück, ihren Kindern, dem Komfort ihres Hauses reden und zwar im Beisein von Unglücklichen, Wittwen, oder ärmeren Frauen, wobei sie dieselben zu einem bitteren Vergleiche mit ihrem eigenen Leben veranlassen. Da fehlt eben, was die Franzosen «la politesse du cœur» nennen, ein bezeichnendes Wort, das sich annähernd mit unserem deutschen Begriffe Takt deckt, aber vielsagender ist und auch *mehr* als Höflichkeit. Diese Gabe ist einzelnen Menschen angeboren, anderen nicht, und erlernt sich überhaupt nur schwer. Unschätzbar im geselligen Verkehr, läßt sie sogar das Fehlen

anderer geistiger Vorzüge vergessen und macht die schwierigsten Lebenslagen und unangenehmsten Situationen erträglich, während umgekehrt Mangel an Takt trotz Geist und Talenten die besten Lebensstellungen verderben kann.

Bei *Diners* muß die Hausfrau selbst den angesehensten, oder ältesten Gast einladen sie zu Tisch zu führen, oder der Hausherr ihn dazu auffordern es zu thun. Der Hausherr selbst nimmt die angesehenste Dame und geht *zuerst* mit derselben aus dem Zimmer. Nach einigen Landessitten kommt die Hausfrau mit ihrem Begleiter zuletzt, und in umgekehrter Ordnung, wenn man aus dem Eßzimmer in den Salon zurückkehrt.

Die Plätze bei Tisch weist die Hausfrau jedem Gaste an, wenn sie nicht (was jedoch nur bei größeren Gesellschaften geschieht) durch Karten bezeichnet sind. Der Hausherr und die Hausfrau sitzen sich gewöhnlich gegenüber, die Hauptplätze sind rechts von diesen Beiden, sodann links; im Uebrigen ist es eine große Kunst die Leute so zu plaziren, daß sie sich in ihrer nächsten Umgebung behaglich fühlen.

Man darf keinen Unterschied zwischen zwei Damen machen, zwischen denen man sitzt, sondern muß beide gleichmäßig behandeln und unterhalten. Erzieherinnen (nicht Bonnen) sind genau wie die Damen des Hauses zu behandeln; man darf sie niemals ihre abhängige Stellung fühlen lassen. „Stützen der Hausfrau"

sind heutzutage ein schwer einzuordnendes Mittelding zwischen Repräsentantin und Haushälterin. Die Letztere zählt nicht in der Gesellschaft, steht aber doch über den Dienstboten. Man spricht mit ihr, begrüßt sie, wenn sie sich zeigt, höflich, gibt ihr aber auf keinen Fall irgend ein Geschenk. Dienstboten grüßt man kurz, ohne weitere Ansprache, oder Unterhaltung, wenn man nicht zur Familie gehört, oder sehr gut bekannt ist.

Unartige, zudringliche, oder geräuschvolle Kinder zu einer Gesellschaft zuzulassen ist eine Unhöflichkeit gegen die Besucher, denen sie lästig fallen. Doch schickt es sich für junge Leute nicht daran zu sichtbaren Anstoß zu nehmen, sondern sie sollen sich nur für ihre eigene künf-

tige Haushaltung daraus eine nützliche Lehre ziehen.

Es gilt für sehr unschicklich, wenn die Gastgeber ihre Speisen und Getränke loben, oder entschuldigen, oder stark „nöthigen", oder die bedienenden Dienstboten auffällig kommandiren, oder gar zurechtweisen. Sie müssen sie mit den Augen und ganz unmerklich leiten; es ist für die Gäste nichts Peinlicheres, als zu bemerken, wie die Hausfrau beständig auf Kohlen sitzt und ängstlich auf Alles achtet, was vorgeht. [1])

[1]) Von einem Menschenkenner wird die Anekdote erzählt, daß er, wenn er den Geist eines Hauses und besonders die Dame des Hauses kennen lernen wollte, etwas Rothwein absichtlich verschüttet, und wenn das keinen Effekt hervorrief, als höchste Prüfung mit der Gabel in die Serviette gestochen habe. Die letztere Probe

Auch wenn die Herren, wie es jetzt recht schlechter Gebrauch geworden ist, im Eßzimmer zuückbleiben wollen, um zu rauchen, und weiter zu trinken, so müssen sie zuerst ihre Damen in den Salon zurückführen. Das Führen geschieht, jetzt mehr als früher, auch mit dem linken Arm, nur Offiziere geben stets den rechten.

Daß man mit der Gabel in der linken Hand ißt und nicht mit dem Messer, nicht großes Geklapper mit diesen Werkzeugen macht, nichts noch einmal verlangt, wenn es nicht angeboten wird, nicht hastig, oder gierig ißt, nie etwas tadelt, oder gar anriecht, [1]) ver-

habe selten eine Hausfrau mit der nöthigen Gemüthsruhe und scheinbaren Unaufmerksamkeit bestanden.

[1]) Wir würden das Letztere nicht anführen, wenn wir es nicht selbst von Seiten einer der gebildeten Klasse angehörigen Dame gesehen hätten.

steht sich so ziemlich von selber; dagegen ist es ein willkürlicher, aber auch ziemlich feststehender Gebrauch, daß man das Brod brechen, nicht schneiden, ausgeschöpfte Eierschalen zerdrücken, Früchte zuerst zertheilen und dann von oben nach unten, nicht rund herum, schälen soll. Sehr ungebildet ist es Trauben zuerst in einem Glas Wasser abzuspülen, oder gar Gabeln und Messer, oder Teller zuerst mit der Serviette abzuputzen; das Letztere thun nur Leute, die früher selbst „servirt", und von daher die Gewohnheit beibehalten haben. Nüsse darf man nicht mit dem Messer öffnen wollen. Eine Dame darf einem Herrn, den sie nicht sehr gut kennt, nicht Früchte schälen, ebensowenig zutrinken, oder Zigarren anzünden. Die Serviette legt man bei dem Aufstehen neben den

Teller, nicht auf den Stuhl, ohne sie zuaumenzufalten. [1])

Gesundheiten werden am besten still getrunken, durch Erheben des Glases; dann aber immer zuerst gegenüber der Hausfrau. Gesprochen muß sehr kurz werden, nichts ist störender als viele und lange Toaste; und auf keinen Fall darf man bemerken, daß sie vorbereitet sind. Sie müssen stets Erzeugnisse des Moments wenigstens scheinen und einen einzigen, aber guten, die Stimmung be-

[1]) Alle diese letztgenannten Anstandsregeln gelten (die allerletzte für Pensionen ausgenommen) auch für eine Gasthofs- oder Pensionstafel. Man muß sich auch an einer solchen als in Gesellschaft befindlich betrachten. Es ist daher z. B. auch sehr unschicklich, während des Essens, wenn man sich nicht an einem abgesonderten Tisch befindet, in den Pausen Zeitungen zu lesen.

lebenden und nicht allzu ernsten Gedanken enthalten.

In der großen Welt ist es üblich, nach einem Diner einen Besuch zu machen, und innert Monatsfrist die Einladung zu erwiedern; unverheiratete Damen, Wittwen, die kein Haus machen, und Junggesellen sind von der letzteren Pflicht befreit.

Bei formellen Einladungen, besonders zum Essen, muß man ganz pünktlich erscheinen, es ist sehr unhöflich eine ganze Gesellschaft auf sich warten zu lassen.

Zu Bällen werden Geistliche niemals eingeladen.[1]) Die Hausfrau darf nicht tanzen,

[1]) Bloß die päbstlichen Nuntien, bei denen der diplomatische Charakter den geistlichen überwiegt, wer-

wenn andere Damen keine Tänzer haben, sondern muß ihnen zuerst solche verschaffen. Eine Dame, die Ermüdung vorschützt, um eine Aufforderung zum Tanz abzulehnen, darf später nicht wieder tanzen. Bei einem solchen Abschlag darf man nicht sofort die nächstsitzende Dame auffordern. Man faßt die Dame erst im Moment des Tanzens an und läßt sie sofort los, wenn der Tanz aufhört. Ein schlechter Tänzer darf nur mit ihm näher bekannten Damen tanzen. Dagegen sind junge Männer, die auf einen Ball gehen und dann nicht tanzen wollen, wie eine französische Schriftstellerin mit Recht sagt « des sots, ou des impertinents. »

den zu Hofbällen auch eingeladen und erscheinen, wenigstens auf kurze Zeit.

Man darf nicht die Handschuhe ausziehen um sich der Erfrischungen zu bedienen, die herumgereicht werden.

Wenn musizirt wird, ist es unschicklich, (weil viel zu vertraulich) einer Dame, deren Musiklehrer man nicht etwa ist, ohne ihre Aufforderung die Blätter umzuwenden, oder während der Musik zu sprechen, oder in das Zimmer einzutreten, oder irgend ein Geräusch zu machen. Selber musiziren muß man aber in Gesellschaften aus dem gleichen Grunde nur, wenn es für die Zuhörer wirklich einen Genuß bietet. Es ist nichts unangenehmer, als wenn in einer ganzen Gesellschaft die Unterhaltung jeden Augenblick wegen eines geringen Geklimpers, oder eines zu wenig ausgebildeten Gesanges unterbrochen werden muß.

Vom Spiel sprechen wir nicht, da wir dasselbe überhaupt perhorresziren. Es ist im Uebrigen bekannt, daß nach dem Moralcodex der feinen Welt Spielschulden die einzigen sind, die unfehlbar innert 24 Stunden bezahlt werden müssen. Lotteriebillete, die in einer Gesellschaft angeboten werden, gleichviel ob geschenkt oder gegen Bezahlung, muß man annehmen, den Gewinn aber einer Dame, am besten der Tochter des Hauses, anbieten. Die Gastgeber selbst dürfen nie Gewinne, die ihnen zufallen, behalten, sondern müssen sie sofort in die Lotterie zurückstellen.

Rauchen in Gegenwart von Damen ist immer unschicklich, wenn sie es nicht selbst thun, was leider heute mitunter der Fall,

oder in manchen südlichen Ländern ziemlich allgemein üblich ist. Auch auf die Aufforderung zum „Anzünden" soll man, außer in diesen Fällen, nicht eingehen.

Hat man irgend einen Grund sich im Uebrigen den allgemeinen Sitten nicht anzuschließen, z. B. wenn ein Katholik an einem Fasttage zum Essen eingeladen wird, oder wenn Jemand, was schon berührt wurde, nicht tanzt und zu einem Balle, oder einer Tanzgesellschaft gebeten wird, oder wenn man aus Gesundheitsgründen nur sehr wenig essen darf, oder aus irgend welchen Motiven geistige Getränke vermeidet, so muß man entweder solche Einladungen in guter Manier ablehnen ohne den Grund anzuführen, aber dessenungeachtet

nachher den Besuch machen, den man bei Annahme der Einladung gemacht haben würde. Oder man muß dieses sich Ausschließen von der allgemeinen Haltung der übrigen Gäste so unauffällig als möglich gestalten, z. B. sich etwas Wein einschenken lassen, bei Toasten mitanstoßen, und jedenfalls vermeiden, als Sonderling und ungeselliger, oder sich selbst für vorzüglicher als Andere haltender Mensch zu erscheinen. Wer das nicht versteht, muß den Geselligkeitstrieb seinen diesfälligen Grundsätzen zum Opfer bringen.

Wenn Jemand, der zufällig zu irgend einer Essenszeit einen Besuch macht, eingeladen wird, „ohne Umstände" theilzunehmen, so ist es nicht schicklich ohne Grund abzulehnen, falls die Einladung als eine ernstliche erscheint,

ebensowenig aber von Seite des Einladenden dann dennoch irgend welche auffallende Vorbereitungen, oder Aenderungen an dem Menu zu machen. Auf „einen Löffel Suppe," oder „eine Tasse Thee," oder „ganz unter uns" einzuladen und dann ein Diner, oder seine große Abendgesellschaft zu veranstalten, ist, zum mindesten gesagt, veraltet. Man muß vielmehr bei der Einladung deutlich machen, was gemeint ist, damit sich der Eingeladene darnach richten kann.[1])

Jedenfalls muß man stets den Anschein

[1]) In mehr familiären, kleineren Gesellschaften herrscht mitunter noch die Sitte des Vorlegens und gutherzige, oder von ihrer Kochkunst sehr überzeugte Hausfrauen muthen dem Gaste zuweilen Uebermenschliches zu. Da muß man gute Miene zum bösen Spiele machen und „ausessen was eingebrockt ist."

vermeiden, daß man seine gesellschaftlichen Verpflichtungen möglichst auf Einmal „abthun", oder „mehrere Fliegen mit Einer Klappe schlagen" wolle.

Nach Beendigung einer Gesellschaft, auch bloß vor seinen Dienstboten, oder Kindern, einen Seufzer der Erleichterung auszustoßen, verräth eine unfeine und egoistische Gesinnung, womit man auch diese Zuhörer verdirbt, indem sie sehen, wie falsch man in der sogenannten besseren Gesellschaft ist, und sich daran ein Beispiel nehmen.

Eine sehr zweifelhafte und ungeregelte Sache sind die Trinkgelder an Dienstleute der Privathäuser. Bei einfachen Besuchen sind solche nicht üblich, auch wenn das Dienstper-

sonal irgend einen Dienst versieht, z. B. bei dem Anziehen hilft; dagegen wohl bei Einladungen, wenn sie z. B. beim Anziehen behülflich sind, die Treppen herunterleuchten, die Thüren aufschließen, oder sogar auf der Straße begleiten; oder wenn sie Geschenke überbringen, oder sonst irgend einen Dienst leisten; oder zu Neujahr in Häusern, die man im Laufe des Jahres öfter besucht. Immerhin giebt es manche feinere Häuser, besonders von Diplomaten, die ihren Dienstboten die Annahme von Trinkgeldern untersagen und dies in ihrem Bekanntenkreise laut werden lassen.

Im Allgemeinen ist zu sagen, daß man im Zweifel besser thut, etwas zu geben, als es zu unterlassen, indem das Erstere selten, das Andere häufiger übel aufgenommen wird.

Ueber den Verkehr mit sehr hohen Personen ist es kaum nöthig, hier viel zu sagen; denn einerseits sind das seltene Ereignisse im Leben und diejenigen, bei denen sie öfter vorkommen, werden sich in der Regel darin zu benehmen wissen; auch bestehen darüber, z. B. an Höfen, eigene Ceremonialbücher; die alle nöthige Auskunft enthalten.[1]) Allgemeine Regeln sind, daß man eine solche Person, bei welcher man vorher Audienz verlangen muß, nicht anredet, sondern sich anreden läßt und darauf antwortet, ebenso sich nicht von ihr willkürlich verabschiedet, sondern auf ein Zeichen der Entlassung wartet; ferner, daß man in der dritten Person zu ihr spricht, und mit der

1) Z. B. über Audienzen bei dem Papst, bei fürstlichen Personen u. s. w.

üblichen Anrede,[1]) nicht bloß mit Ja und Nein antwortet. Die Hauptregel ist, solche Personen, die noch schwieriger zu behandeln sind, als andere, nicht zu ermüden, und ihnen in keiner Weise lästig zu fallen. Wenn man aber lieber, als so viele, etwas eigenthümliche und ungewohnte Dinge im Kopfe zu behalten, sich ihnen gar nicht nähert, so ist das sehr klug und weise gehandelt, insofern man es nicht nöthig hat.[2])

[1]) Also nicht mit „Sie", sondern „Eure Majestät haben gewünscht" . . . „Ja, Durchlaucht," etc. In französischer Sprache sagt man auch zu der allerhöchsten Dame «Madame», zu einem Fürsten von königlichem, oder kaiserlichem Range jedoch „Sire", zu Prinzen und hohen Geistlichen «Monseigneur», nicht «Monsieur».

[2]) Psalm CXLVI, 3; CXVIII, 9. Sie halten sich eben doch immer für etwas ganz Anderes und spielen mit den Menschen; es ist ihnen nie ganz zu trauen.

Auf der Straße kann man nicht mit einer Dame am Arm gehen und in der anderen Hand einen Stock führen.[1]) Geht man

Schön ist das zwar nicht und an Christus, der der vornehmste Herr von allen und unser eigentliches Vorbild ist, nicht zu bemerken. Man muß sich daher vorkommenden Falles auch nicht imponiren lassen, sondern nur stets die schuldige Höflichkeit bewahren. Bei vornehmen Herren nicht höchsten Grades gilt jetzt oft ein gewisses lässig müdes Wesen als «chic», ist aber entweder ein Zeichen einer früh verbrauchten Jugendkraft, oder, wenn es bloß affektirt ist, eine wahre Abgeschmacktheit. Das soll man nicht nachahmen. Einem jungen Manne steht gegentheils eine gewisse Frische und Gesundheit wohl an, nicht ein mattes, blasirtes Wesen, das wie ein wurmstichiger Apfel aussieht. Dagegen macht ein wildes Fräulein selten einen ganz günstigen Eindruck, denn meistens ist dabei der deutliche Wunsch nach Zähmung ersichtlich.

[1]) Junge Leute thun überhaupt besser keinen Stock zu tragen; es hat keinen Zweck, und sie werden dadurch oft nur ungeschickter in der Benutzung ihrer Gliedmaßen.

frei nebeneinander, so geht der Untergeordnete links vom Höherstehenden. Auf Treppen geht man neben, oder vor einer Dame hinauf und nach ihr hinunter.

Bei dem Fahren sitzt man links von einer Dame, oder höheren Person, oder auf dem Rücksitz. Bei dem Kutscher zu sitzen ist für Erwachsene nicht passend, außer wenn sie selbst lenken. In Tramways ist es nicht höflich zu sitzen, während erwachsene Frauenspersonen stehen müssen. Ebensowenig aber schickt es sich, daß Frauen ihre Kinder nicht auf den Schoß nehmen, oder zum Stehen anhalten, wenn erwachsene Herren stehen müssen. Thiere, außer etwa ganz kleine Hündchen, oder Katzen in Körben, oder kleine Vögel in Transportkäfigen, darf man nicht in irgend-

welche Transportanstalten mitnehmen, selbst wenn es die Reglemente derselben gestatten.

Niemals darf man das Alter eines Kindes unrichtig angeben, um an den Fahrtaxen zu sparen. Es gehört dies seltsamer Weise zu den Unredlichkeiten, die sich selbst sehr gebildete Leute mitunter zu erlauben pflegen.

Auf der Straße grüßt man bekannte Personen durch Hutabnehmen, in Uniform militärisch; der Untergeordnete grüßt zuerst. Wenn Jemand, den man auf der Straße begleitet, grüßt, oder einen Gruß erwiedert, so muß der Begleiter es ebenfalls thun. Damen werden bei uns zuerst gegrüßt, in England umgekehrt, was auch zweckmäßiger ist, da sie damit zu erkennen geben können, ob sie von

dem Begegnenden gekannt sein wollen oder nicht. Sehr unhöflich ist es, Jemand eine Zeitlang zu grüßen und nachher nicht mehr [1]), oder seitens einer Dame, einen Gruß nur sehr unmerklich zu erwidern.

Die Mitglieder der Regierung des Staates [2]) und die ersten Vorsteher der Gemeinde, in welcher man sich (wenn auch blos vorüber-

[1]) Oder umgekehrt eine Zeitlang nicht grüßen, während der Betreffende etwa in traurigen Umständen sich befindet und dann wiederum, wenn seine Verhältnisse sich gebessert haben. Das zeigt eine geradezu ordinäre Gesinnung.

[2]) Der Apostel Paulus sagt zwar nur, in Anlehnung an eine Stelle aus dem II. Buch Mosis, vgl. Apostelgeschichte XXIII, 5; II. Mos. XXII, 27; Prediger X, 20, man solle den Obersten seines Volkes „nicht fluchen" (was auch oft genug geschieht); wir gehen etwas weiter in der Kultur und sagen, man soll sie sogar auch höflich behandeln.

gehend, oder auf Reisen) befindet, grüßt man bei jeder Begegnung, wenn man sie als solche erkennt, ohne Rücksicht auf politische Ueberzeugungen. Ebenso ist es höflich, hohe Offiziere in Uniform und Geistliche jeder Art, die an ihrer Tracht erkennbar sind, auch wenn man sie nicht persönlich kennt, zu grüßen. Wir rechnen unsererseits dazu auch die thätigen und aufopfernden Frauen der Heilsarmee. Wer der Gesellschaft in selbstloser Weise dient, verdient ihren Respekt noch mehr, als wer eine gut bezahlte Stellung von ihr inne hat.

Auf der Straße, oder in Kaufläden etc. redet man nur verwandte, oder sehr gut bekannte Damen an, falls man ihnen nicht etwa einen Dienst anzubieten hat, und in allen Fällen ist sehr langes Stehenbleiben und Sprechen

auf den Straßen, besonders in den engen Berner-Laubengängen, etwas, was nur Kindermädchen nachzusehen ist.

Einer unbekannten Dame darf man in irgend einer Verlegenheit stets hülfreich und bescheiden beispringen, z. B. ihr seinen Schirm anbieten, wenn sie in den Regen geräth, nicht aber seine Begleitung mit dem Schirm. Bei einem unbekannten Herrn ist das zweifelhafter und kommt sehr auf seinen Gesichtsausdruck an; man riskirt sonst oft eine Abweisung, die nur von einer Dame erträglich ist.

Wenn eine Dame einen Gegenstand fallen läßt, hebt man ihn ihr stets auf, auch wenn sie es leicht selbst thun könnte; bei einem unbekannten Herrn geschieht dies im letzteren Falle nicht.

Einen verlorenen Gegenstand übergibt man immer dem muthmaßlichen Eigenthümer ohne viel Redens darüber und ohne einen Dank abzuwarten.

Kinder müssen gewöhnt werden, ältern Personen alles aufzuheben, was diese fallen lassen.

Die mündlichen Grußformeln sind nach Ländern sehr verschieden. Bei uns bezieht man sich meistens auf die gerade vorhandene Tageszeit („guten Morgen" etc.); das treuherzige „Grüß Gott" und seine Verwandten, wie auch der Gruß in Form irgend einer Frage („Seid ihr fleißig" etc.) kommen in der Regel nur noch in ländlichen Verhältnissen vor. Ebenso sind nicht mehr üblich die etwas unterthänigen

Grußformen, («Servus», „Ihr Diener", oder „Küß' die Hand", wie in der österreichischen Gesellschaft) oder die akademischen („Prosit").

In französischer Sprache muß dem «bon jour» das Wort «Monsieur», «Madame» beigefügt werden, sonst klingt der Gruß dem französischen Sprachgefühle unvollständig und in Folge dessen unhöflich.[1])

[1]) Eine uns bekannte französische Dame pflegte daher ihren Kindern einzuschärfen, «bon jour» sage man zu seinem Hund. Auch in englischer Sprache muß es lauten: «Good morning, Sir», ebenso in italienischer und anderen.

Dagegen würde in deutscher Sprache, „guten Morgen, mein Herr" affektirt, oder wie eine Uebersetzung aussehen und „Guten Morgen, meine Dame" noch mehr; man kann auch das Wort «Madame» nicht beisetzen, das, in deutscher Sprache gebraucht, einen nicht besonders höflichen Ton hat, sondern müßte sagen „gnädige Frau", was bei uns wieder nicht gebräuchlich ist. Das

Kirchliche Grußformeln sind außerhalb des Orients nur bei besonderen Gelegenheiten gebräuchlich, etwa z. B. Wallfahrern gegenüber, oder in Rußland zu Ostern. Segensspendung als Gruß ist nur für höhere, nichtprotestantische, Geistliche und stets nur an die Adresse von Glaubensgenossen passend.

Oeffentlich sprechen muß man nur, wenn man es kann; sonst ist es für die Anderen peinlich, zuzuhören und stets in der Furcht zu schweben, die Quelle höre gänzlich

höflichste ist, in deutscher Sprache, dem Gruß den Titel beizufügen, mit dem ja beinahe jeder Deutsche ausgestattet ist. (G. M. Herr Oberst, Frau Dr.) Dabei wird eine unbedeutende Standeserhöhung um Eine Rangstufe, z. B. Oberst statt Oberstlieutenant, Professor für alle Lehrer von etwas höheren Lehranstalten, selten übel aufgenommen.

auf zu fließen. Niemals muß man zu lang reden, $^3/_4$ Stunden für Vorträge wird in der Regel das Maximum sein. Man muß sich gut anziehen dazu, wenn man sich in dieser Weise in Sicht stellt, sich gut halten, nicht anlehnen, nicht stark gestikuliren, sich nicht den Schweiß abtrocknen, oder geräuschvoll schnauben dazwischen (wie ich es schon Pfarrer auf der Kanzel habe thun sehen), auch kein Glas Wasser neben sich haben und benutzen, und vor Allem kein auswendig gelerntes Opus ableiern, sondern sich die Sache vorher gut überlegen, was man sagen will, dann aber frei, oder bloß mit einigen Notizen in der Hand, sprechen. Das Letztere ist bei allen Auseinandersetzungen, welche mit Zahlen, oder sehr speziellen Angaben verbunden sind, als die Regel zu betrachten, da es den

Zuhörer beruhigt und den Eindruck der Zuverlässigkeit macht. Eigentliche Lehrvorträge und Vorlesungen müssen aus dem gleichen Grunde immer auf Grund solcher Vorlagen gehalten werden, nicht in völlig freier Rede; im Uebrigen ist der Rath: « parlez, ne prêchez pas » in allen Fällen ein zweckmäßiger, sogar heutzutage für die Predigt.

Auch muß man stets zu den Anwesenden, nicht zu einem imaginären anderen Publikum, oder bloß zu den Zeitungen, die das Gesagte wiederholen sollen, sprechen, immer aber zu einem Publikum von mittlerer Bildung, gleichviel ob es faktisch so sei, oder nicht; also nicht zu gelehrt, aber namentlich auch nicht zu populär, womit man selbst wirkliche Volkskreise oft nur beleidigt, wenn sie diese Absicht bemerken.

Niemals muß man grob, oder sehr aggressiv, oder sehr persönlich gegen Jemand sprechen, sondern in guten Redeformen, vorausſetzend z. B., daß der Gegner, wenn ein solcher vorhanden ist, sich geirrt, nicht absichtlich Unwahres gesagt habe. Die Replik muß kurz, nicht wiederholend, nur die Hauptpunkte nochmals berührend, und vor Allem schlagfertig sein.[1])

Man muß auch nicht viel, oder lange aus Akten vorlesen, oder aus Autoritäten citiren, sondern nur kurze und schlagende Daten, oder Aussprüche anbringen. Man muß nicht eine lange Einleitung machen, die den Zuhörer zum Voraus erschreckt und ermüdet, oder sehr um Entschuldigung wegen Unfähigkeit bitten, an

[1]) Vgl. für Mehreres: Offene Geheimnisse der Redekunst, in „Lesen und Reden".

die sonst leicht geglaubt wird, und am Schluß mit einem guten Schlagwort (wenn sich ein passendes finden läßt, ohne es weit her zu holen) enden. Man muß endlich nicht oft und nicht unnöthig reden, wenn man stets gerne gehört werden will.

Korrespondenz. Giebt man Jemand, der nicht Dienstbote, oder Dienstmann, oder überhaupt ein Angestellter ist, einen Brief zum Ueberbringen an einen Dritten, also aus Gefälligkeit, so darf man den Brief nicht schließen. Briefe von nicht ganz vertraulicher Art müssen auf einem doppelten Briefbogen von mindestens Octav-Format, ohne Platz zu sparen, aber auch ohne Rand, geschrieben werden.

Deutliche Schrift und namentlich auch Unterschrift, so daß man beides ohne Mühe lesen kann (also nicht sehr komplizirte, oder schwunghafte Firmaunterzeichnungen), ist eine große Höflichkeit[1]) und erregt das Wohlwollen des Lesers, sonst leicht das Gegentheil.

Tintenflecke und Radirungen sind unzulässig, da muß man den Brief noch einmal schreiben; die Schreibmaschine ist nur für Geschäftssachen zulässig, ein mit der Schreibmaschine geschrie-

[1]) Noch zu Mitte des Jahrhunderts hielt man viel mehr auf schöne Schrift und passendes Briefformat, auch gegenüber den Angehörigen. Ein Mann der alten Schule sah z. B ein Mädchen von 13 Jahren auf einem unförmlichen Stück Papier schreiben. „Nimm doch einen ordentlichen Briefbogen zur Hand, Kind." „Es ist ja nur an Mama!" „Um so mehr, wenn du an deine Eltern schreibst, mußt du deinen besten Bogen nehmen."

bener Privatbrief ist eine ziemlich starke Unhöflichkeit.[1])

Man spricht in den Briefen nicht in der dritten Person, außer zu Geschäftsleuten geringerer Art, denen man einen Auftrag ertheilt, sondern mit Sie-Anrede, und gebraucht im Eingang und am Schluß eine höfliche Formel.

Eine Dame darf nicht zu höflich gegen Herren sein, also z. B. nicht die Formel gebrauchen, „sie habe die Ehre"; eine junge Dame darf nicht « cher Monsieur » an einen Herrn schreiben, der nicht ihr naher Verwandter

[1]) Das Letztere kann heutzutage zweifelhaft sein, doch wird man z. B. wohl kaum wagen, eine Brautwerbung, oder einen ersten Liebesbrief mit der Maschine zu schreiben. Also ist es doch nicht gleichgültig.

ist. [1]) An eine Dame schreibt man im Zweifel immer, wenn man mit ihr nicht genauer bekannt ist «Madame», oder „Hochgeehrte", [2]) oder in Deutschland „gnädige" Frau (Fräulein).

Wo das Datum eines Briefes hinkommt, ist eine Frage; bei sehr formellen Briefen an das Ende derselben, wo zugleich die Adresse zu wiederholen ist.

Die Adresse auf der Außenseite des Couverts wird jetzt, außer bei hohen Personen und Geistlichen, nicht mehr mit irgend einer besonderen

[1]) Aeltere Damen können sich das «cher Monsieur» gestatten, wenn sie entweder erheblich vorgerückter an Jahren, oder höher in der gesellschaftlichen Rangordnung stehen, als ihr Adressat, oder wenn wirkliche Freundschaftsverhältnisse bestehen.

[2]) „Verehrte", oder gar „Verehrteste" klingt zu vertraulich.

Anrede, sondern nur mit „Herrn", oder «Madame» .... versehen; in französischer Sprachform ist es höflich diese Anrede zu wiederholen, also «Madame, Madame .... [1])

Die Briefe werden jetzt allgemein in Couverts versandt und zugeklebt; höflicher ist es immer noch, sie mit feinem Siegellack zu siegeln, aber nicht mit Devisen, Allegorien und dgl. für nicht gut Bekannte, sondern mit Wappen, oder Chiffre. Die Couverts müssen groß genug

[1]) In deutscher Sprache ist dies hingegen nicht mehr üblich. Es schickt sich nicht auf einem Briefe (außer an Dienstboten) Fräulein und Mademoiselle in Frl. und M^lle abzukürzen, ebenso nicht M^me für Madame zu schreiben, weil dies immer einen Untergebenen bezeichnet. Ebenso zeugt es nicht von Takt und Bildung mein l. Mann, oder meine l. Frau (abgekürzt, statt liebe) zu schreiben. Hat man es wirklich so eilig, dann läßt man das Epitheton ornans ganz weg.

für einen bloß einmal gefalteten Brief (zweimal falten ist unpassend) und weiß, oder von zarter, ähnlich heller Farbe, wie das Briefpapier sein, auf keinen Fall von gelbem, oder braunem, oder blauem Papier, wie man es für Akten braucht.

Die Briefmarken müssen rechts von der Hand aufgeklebt werden, da dies der Post Mühe im Abstempeln erspart, und wo möglich aus einem, oder höchstens zwei Stücken (aus dem gleichen Grunde) bestehen, jedenfalls aber, wie schon früher angeführt wurde, genügend, in jedem Zweifelsfalle lieber mehr als genügend. Ein unfrankirter, oder zu wenig frankirter Brief verstimmt heutzutage auch den freundlichsten Empfänger ein wenig.

In Zeiten großer Trauer ist es schicklich schwarzgerändertes Briefpapier, ebensolche Couverts und schwarzes Siegellack zu gebrauchen.

Kurze Billete, die in der gleichen Stadt versendet werden, können auch kleineres Format als Octav haben; offene Postkarten und sogenannte Memorandums sind, wie schon früher gesagt, für nicht geschäftliche Sachen immer zu vermeiden.

Anonyme Briefe muß man nie schreiben, und wenn man sie erhält, für nichts achten und sofort dem Papierkorb übergeben.

Im Uebrigen müssen Briefe als Antworten prompt erledigt werden, im Styl ungesucht, ganz natürlich sein und sich nicht zu rasch wiederholen, ohne Veranlassung, denn Nie-

mand hat heutzutage Zeit viele unnöthige Briefe zu lesen.

Wünscht man etwas vom Empfänger des Briefes, so muß man es gleich Anfangs anbringen, nicht zuerst eine Menge Freundschaftsbezeugungen, oder gar Lobeserhebungen voranschicken, noch weniger, wie es bei Damen oft vorkommt, die Hauptsache erst in einer Nachschrift sagen. Man muß sich auch in Briefen von seinem Besuch kurz trennen können und sich nicht an der Thür noch lange aufhalten, wie das die üble Gewohnheit mancher Personen ist, oder gar dort noch einen ganz neuen Gegenstand zu Sprache bringen.[1])

[1]) Namentlich ist es, um das hier noch zu sagen, unfein, zuerst scheinbar einen bloß freundschaftlichen

Der Verkehr mit Frauen ist eine Sache, von der das Lebensglück der jungen Männer ungemein abhängt und bei welcher es außerordentlich auf gute Manieren ankommt. Viele von Charakter ausgezeichnete Männer finden niemals den Beifall der Frauen, weil sie zu ungeschickt, oder unsicher, oder unfein in ihrem Benehmen sind. Ebensosehr aber schadet ein jedes „Zuviel", das als Zudringlichkeit ausgelegt werden kann, indem alle edleren Frauen

Besuch zu machen und erst zuletzt plötzlich noch mit einer Bitte herauszurücken, z. B. etwa wie folgt: «Madame, je viens au fond dans un petit but intéressé.» Darauf folgt dann eine Bitte um Geld für einen Bazar, oder Armenlotterie, oder sonst um eine Dienstleistung. Geschäftliches und Bittgesuche muß man immer zuerst und kurz erledigen, besonders Geldsachen; so auch im schriftlichen Verkehr.

sich gegen solche Leute zurückhaltend benehmen und selbst ein freundliches Interesse nicht sehen lassen wollen.

Ein natürliches, höfliches, achtungsvolles und eher ein wenig zurückhaltendes Benehmen ist im Ganzen das Beste; immer hilfbereit jedoch, wo es nöthig ist, und auch gegen Frauen geringen Standes zu sein, ist ein jedem jungen Manne besonders wohl anstehendes Benehmen, das ihm leicht Gunst erwirbt.

Gegen Frauen, die selbst sehr unternehmend, oder laut und sicher in ihrem Benehmen sind, muß man, soweit als irgend thunlich, ablehnend, oder ignorirend sich verhalten und jedenfalls (das ist der beste Rath, der hier zu geben ist) mit Frauen von zweifelhaftem Charakter, oder Stand gar nicht, oder so

wenig und so kurz als möglich verkehren. Es giebt zwar auch Leute, die das, berufshalber, oder freiwillig, aus den besten Beweggründen, nicht so halten können; wir haben ja in unserer eigenen Religion ein erhabenes Beispiel dafür, das wir nicht dementiren werden, aber im Ganzen genommen ist das nicht die Aufgabe junger Leute.

Besondere Höflichkeitsformen gegen Damen, wie z. B. der Handkuß, sind in republikanischen Staaten nicht üblich, sondern würden auffallend erscheinen. Am ehesten kommt er noch gegenüber sehr alten, oder nahe verwandten Damen seitens junger Leute, oder von Kindern und Enkeln vor. Im vorigen Jahrhundert noch küßten die Kinder den El-

sich gegen solche Leute zurückhaltend benehmen und selbst ein freundliches Interesse nicht sehen lassen wollen.

Ein natürliches, höfliches, achtungsvolles und eher ein wenig zurückhaltendes Benehmen ist im Ganzen das Beste; immer hilfbereit jedoch, wo es nöthig ist, und auch gegen Frauen geringen Standes zu sein, ist ein jedem jungen Manne besonders wohl anstehendes Benehmen, das ihm leicht Gunst erwirbt.

Gegen Frauen, die selbst sehr unternehmend, oder laut und sicher in ihrem Benehmen sind, muß man, soweit als irgend thunlich, ablehnend, oder ignorirend sich verhalten und jedenfalls (das ist der beste Rath, der hier zu geben ist) mit Frauen von zweifelhaftem Charakter, oder Stand gar nicht, oder so

wenig und so kurz als möglich verkehren. Es giebt zwar auch Leute, die das, berufshalber, oder freiwillig, aus den besten Beweggründen, nicht so halten können; wir haben ja in unserer eigenen Religion ein erhabenes Beispiel dafür, das wir nicht dementiren werden, aber im Ganzen genommen ist das nicht die Aufgabe junger Leute.

Besondere Höflichkeitsformen gegen Damen, wie z. B. der Handkuß, sind in republikanischen Staaten nicht üblich, sondern würden auffallend erscheinen. Am ehesten kommt er noch gegenüber sehr alten, oder nahe verwandten Damen seitens junger Leute, oder von Kindern und Enkeln vor. Im vorigen Jahrhundert noch küßten die Kinder den El-

tern regelmäßig die Hand; jetzt ist dieser Verkehr eher zu wenig förmlich geworden. In Monarchien ist der Handkuß üblicher, auch sogar unter Männern gegenüber dem Souverain, dem Papst, oder andern hohen Geistlichen, oder in gänzlich untergeordneter Stellung, zum Beispiel auf großen Gütern, als Restanz ehemaliger Leibeigenschaft. Auch Theaterdamen, oder was sonst noch in die große Familie der „Künstlerinnen" gehört, betrachten das oft als eine ihrem Genie von Rechtswegen zukommende Huldigung und begnügen sich ungern mit einem Händedruck, oder einer Verbeugung.

Kniebeugung kommt ebenfalls nur in monarchischen Staaten, bei besonderen ceremoniellen Veranlassungen, und gegenüber dem

Papste vor, oder endlich bei pathetisch veranlagten Brautwerbern, die sich indeß meistens später durch ein um so herrischeres Auftreten revanchiren.

Im Uebrigen muß man, um die Frauen richtig behandeln zu können, ihre Haupteigenschaften verstehen, die sich immer und überall gleich bleiben. Alle tüchtigen Frauen sind zur Eifersucht geneigt, d. h. sie wollen ihr berechtigtes Herrschaftsgebiet unverkürzt besitzen. Sie wollen aber dann auch, und ebensosehr, daß der Mann das Seinige zu regieren verstehe und überhaupt ein *Mann* sei, der sie in manchen Dingen übersehe und an dem man einen Halt haben könne, wo es nöthig ist. Wo das Eine oder Andere fehlt, da geht es nicht sehr

gut.[1]) Heutzutage aber sind vielfach die jungen Männer so schwächlich und egoistisch, daß die Frauen das stärkere Geschlecht geworden sind, welches sich stets für sie aufopfern muß.

Ueber die Ehe wollen wir hier im Uebrigen nichts weiter sagen,[2]) außer daß eine sehr

[1]) Den Menschen ist es ja überhaupt nur wohl, wenn sie gut regieren und gut regiert werden, was in irgend einer Richtung bei Jedem mehr oder weniger in Frage kommt. Die Unglücklichsten sind die, welche weder regieren, noch regiert werden können, sondern sich, ihrer Unfähigkeit bewußt, dennoch gegen eine geeignete Leitung auflehnen. Solche Menschen gibt es in den heutigen Staaten und Familien überaus viele. Unsere ganze Erziehung, namentlich auch durch Poesie und Litteratur, trägt dazu bei.

[2]) Vgl. darüber den Aufsatz „über Menschenkenntniß" in Glück II. und „Frauenstimmrecht" in Jahrbuch XI.

feine und zarte Höflichkeit auch zu diesem Verhältnisse zwischen Menschen, die sich täglich umgeben, nothwendig gehört, damit es sich nicht in Bälde in Trivialität innerlich auflöse,[3]) selbst wenn es äußerlich bestehen bleibt. Eine gewisse Uebereinstimmung der Neigungen ergiebt sich und alle momentanen Discrepanzen lösen sich leichter, wenn beide Theile noch sehr jung sind; doch ist dies jetzt schwieriger geworden durch den allgemeinen Luxus, der das frühe Heiraten Jedermann erschwert und Vielen ganz unmöglich macht.

[3]) Nichts ist für feiner geartete Dritte ein widerlicherer Anblick und macht mehr den Eindruck der Unbildung, als wenn Mann und Frau sich unhöflich behandeln.

Eine schwierige Sache ist es, Höflichkeit immer auch gegen Bittende, oder gar Bettler zu bewahren.

Vornehme Bettler, welche imponiren wollen und Geschenke nur gnädigst in Empfang nehmen, kann man ruhig kurz abweisen; da liegt keinerlei Verpflichtung vor. Gründer von Anstalten, die ohne jedes vernünftige System sich in Schulden stürzen, oder von ewigem Baufieber ergriffen sind und dann ihre Sorgen auf Andere abladen wollen, im Ganzen genommen ebenfalls; immerhin gilt es da einen Unterschied darnach zu machen, ob etwas im Glauben und in Einfalt des Herzens, oder aus Ehrgeiz, Unternehmungslust und Großmannssucht geistlicher Art angefangen worden ist. Jedenfalls sollten aber auch

die gläubigen „Gründer" diesen ihren Glauben Jahr für Jahr beweisen und sich nicht gleich für eine Anzahl Jahre Obligationen ausstellen lassen, welche sie dieser für sie sehr wohlthätigen Uebung entheben sollen.

Die größten Glaubensmänner, auch unserer eigenen Zeit, haben dies niemals gethan.[1]) Von Christus selbst und den Aposteln kennen wir überhaupt keine weitläufigen und kostspieligen Gründungen, was immerhin eine Mahnung zur Vorsicht ist. Klein anfangen gedeiht besser.

---

[1]) Zum Beispiel der in diesem Frühjahr verstorbene George Müller in Bristol, der ohne solche Wechsel und ohne jede andere Zudringlichkeit, als die Verbreitung seiner Berichte und gelegentliche Wanderpredigten, mehr als 30 Millionen Franken erhielt. Woran fehlt es bei Andern, die stets zu wenig Geld, trotz aller viel direkteren Ansprachen haben?

Gewöhnliche Bittende aber und ganz einfache Bettler ohne weiteres, grundsätzlich, wie man es nennt, abzuweisen, ist ein zu harter Grundsatz und nicht ohne eigenes Mißgefühl, das aus schlechtem Gewissen stammt, oder allmälige Verhärtung gegen das Elend durchführbar. Dazu müßte man sich die Nietzsche'sche Auffassung über die Schädlichkeit alles Mitleids aneignen, von der die oberen Kreise der Gesellschaft nicht mehr weit entfernt sind, um so eher, als auch die Elenden ihrerseits kein Mitleid mehr, sondern „ihr Recht" haben wollen.

Es entspricht auch nicht den sehr ausdrücklichen Vorschriften des Evangeliums, und die Frage ist hier eigentlich nur die, ob man ihnen durch Darreichung einer klei-

nen Gabe eine Wohlthat erweist, oder das Gegentheil, weil man sie dadurch zu müßigem, bettelndem Leben, oder zum Trunk verleitet. Es ist da vielleicht das Bessere sehr milde zu denken; jedenfalls aber darf man auch diese Leute nicht bloß an Andere weisen, oder grob behandeln, wenn man ihnen nichts geben will.

Die verdächtigsten Bettler sind die, welche nur *entleihen* wollen. Sie thun es in der Regel, um etwas mehr zu bekommen und um jedes Dankes überhoben zu sein. Da ist vollkommen wahr der gute Spruch Ludwig Fulda's, daß nicht bloß Geben seliger als Nehmen, sondern auch Schenken seliger als Leihen sei, und als Regel darf man aufstellen, man soll leihen, was man allfällig auch schenken kann, und sich auf ein Nichtwieder-

sehen des Darlehens von vorneherein gefaßt machen.

Niemals darf man einen Angestellten, oder Dienstboten die Unhöflichkeit oder Grobheit seines Herrn, an der er unschuldig ist, entgelten lassen, oder Jemand eine unhöfliche, oder auch nur unangenehme Mittheilung mündlich durch seine Untergebenen machen lassen. Denn entweder setzt man diese einem unangenehmen Empfang aus, dem man selbst auf ihre Kosten ausweicht, oder man riskirt eine ungenaue Meldung.

Etwas Unangenehmes, jeder Art, muß man den Menschen, denen man es mittheilen will oder muß, selbst und unter vier Augen mit möglichster Ruhe sagen, nicht durch Dritte

sagen lassen, auch nicht schreiben, und die Solgen gänzlich auf sich nehmen. Ernst und keine Beschönigung des Unrechts ist hiebei zweckmäßig, Zorn immer unklug. Denn man setzt sich dadurch in's Unrecht und einem klugen Gegner gegenüber in die Lage, ihm nachher mehr Satisfaktion geben zu müssen, als gut ist, so daß man später ihm gegenüber sogar weniger günstig gestellt ist, als vor der Explikation.[1])

Ueberhaupt ist, wie schon früher gesagt wurde, Zorn in der Regel nie gut; wir sollen nicht „Kinder des Zorns" mehr sein, wie wir

[1]) Sehr kluge Leute legen es daher mitunter geradezu darauf an, wenn sie Sehler begangen haben, ihre Vorgesetzten in Zorn zu versetzen, nachher kommt es dann zu einem gegenseitigen, folglich für sie immer günstigen Sriedensschluß.

es von Natur gewesen sind, und selbst gegen das Böse kommt man, soweit es in Personen verkörpert sich darstellt, immer noch besser durch mit ruhiger Entschiedenheit, als mit Zorn, der leicht das Maß überschreitet.

Man muß also zuerst ruhig werden, wenn man zu tadeln, oder sich zu beschweren hat, dann aber den Tadel *fest*, kühl und ohne Umschweife und vorangeschickte Entschuldigungen vorbringen, so, wie er berechtigt ist, nicht mehr und nicht weniger. Dagegen muß man *nach* einer solchen Auseinandersetzung die Sache auch *abgethan* sein lassen können und nicht immer wiederholen, oder einen Groll noch bei sich bewahren.

Es ist ein Zeichen eines guten Temperamentes und eines edeln Charakters, wenn beide Theile sich nachher zu einem gegenseitigen rich-

tigen Verhalten Mühe geben, oder sogar es versuchen indirekt das Unangenehme der Begegnung durch doppelte Freundlichkeit und Wohlwollen auszugleichen.

Und es sind schon oft aus solchen anfänglich unangenehmen Begegnungen dauernde *Freundschaften* hervorgewachsen.

Damit schließt überhaupt das Kapitel der Höflichkeit ab. Aechte Höflichkeit macht die Menschen zu Freunden und ist die Vorstufe zur Freundschaft. Und auch eine bestehende Freundschaft kann ohne Höflichkeit nicht fortbestehen. Freunde, die glauben, wenn sie sich auf diesen Fuß äußerlich gesetzt haben (und sie thun das so schnell als möglich), z. B. das „Du" angeboten, oder angenommen haben,

July 23. 1898. Bern -

dann sofort alle Rücksichten der Höflichkeit bei Seite lassen zu können, gehören zu den unangenehmsten und gefährlichsten Menschen, bei denen man wohl sagen kann: „Gott bewahre mich vor den Freunden, mit den Feinden will ich allfällig selber fertig werden."

Eine ächte und wahre Freundschaft aber ist das größte und beste aller irdischen Güter, und daß man dies durch gewohnheitsmäßige Höflichkeit sich oft erwerben kann, mag eine Entschuldigung dafür sein, daß wir dieses anscheinend sehr geringfügige, in Wirklichkeit aber nicht unwichtige Thema so ausführlich behandelt haben.

Verlag von K. J. Wyß in Bern.

Publikationen von Prof. Dr. C. Hilty

Ueber Neurasthenie.

— Viertes Tausend. —

116 S. 8° in hochfeiner Ausstattung mit Goldschnitt Fr. 2. —.

LA NEURASTHÉNIE.

Traduit sur la troisième édition allemande.

Avec une préface du docteur CHATELAIN.

120 pages 8°. Prix Fr. 2. —.

DE SENECTUTE.

(La vieillesse)

Traduit de l'allemand.

Prix Fr. 1. 50.

Die deutsche Ausgabe erscheint später.

Die

orientalische Frage.

71 Seiten 8°. Preis Fr. 1. 50.

✻ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ✻

Verlag von K. J. Wyß in Bern.

Publikationen von Prof. Dr. C. Hilty

Die Bundesverfassungen
der
schweizerischen Eidgenossenschaft.
470 Seiten 8°. Preis Fr. 3. —.

Les constitutions fédérales de la Suisse.
480 pages 8°. Prix Fr. 3. —.

Die
Neutralität der Schweiz
in ihrer heutigen Auffassung.
3. Auflage.
98 Seiten 8°. Preis Fr. 1. —.

La
Neutralité de la Suisse.
Considérations actuelles.
Traduit par **F. H. Mentha.**
90 pages 8°. — Prix Fr. 1. —.

❋ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ❋

Verlag von K. J. Wyß in Bern.

Publikationen von Prof. Dr. C. Hilty

Politisches Jahrbuch
der
schweizerischen Eidgenossenschaft.

Bis jetzt sind 11 Bände erschienen.

		broſch. à	geb. à
I., II., IV, VI. und VIII.	Band	Fr. 8. —	Fr. 10. —
III., IX., X. und XI.	„	„ 10. —	„ 13. —
V. und VII.	„	„ 12. —	„ 15. —

Die **Kölnische Zeitung** schreibt über dieses Werk: „**Hilty's Politische Jahrbücher** gehören zu dem Besten und Gediegensten, was in dieser Art erscheint, und dieser neueste Jahrgang (1897) schließt sich den vorhergehenden in ergänzender Weise an, die zusammen ein vortreffliches Nachschlagebuch der politischen Ereignisse und culturellen Erscheinungen des sie umfassenden Zeitraumes ausmachen." etc. etc.

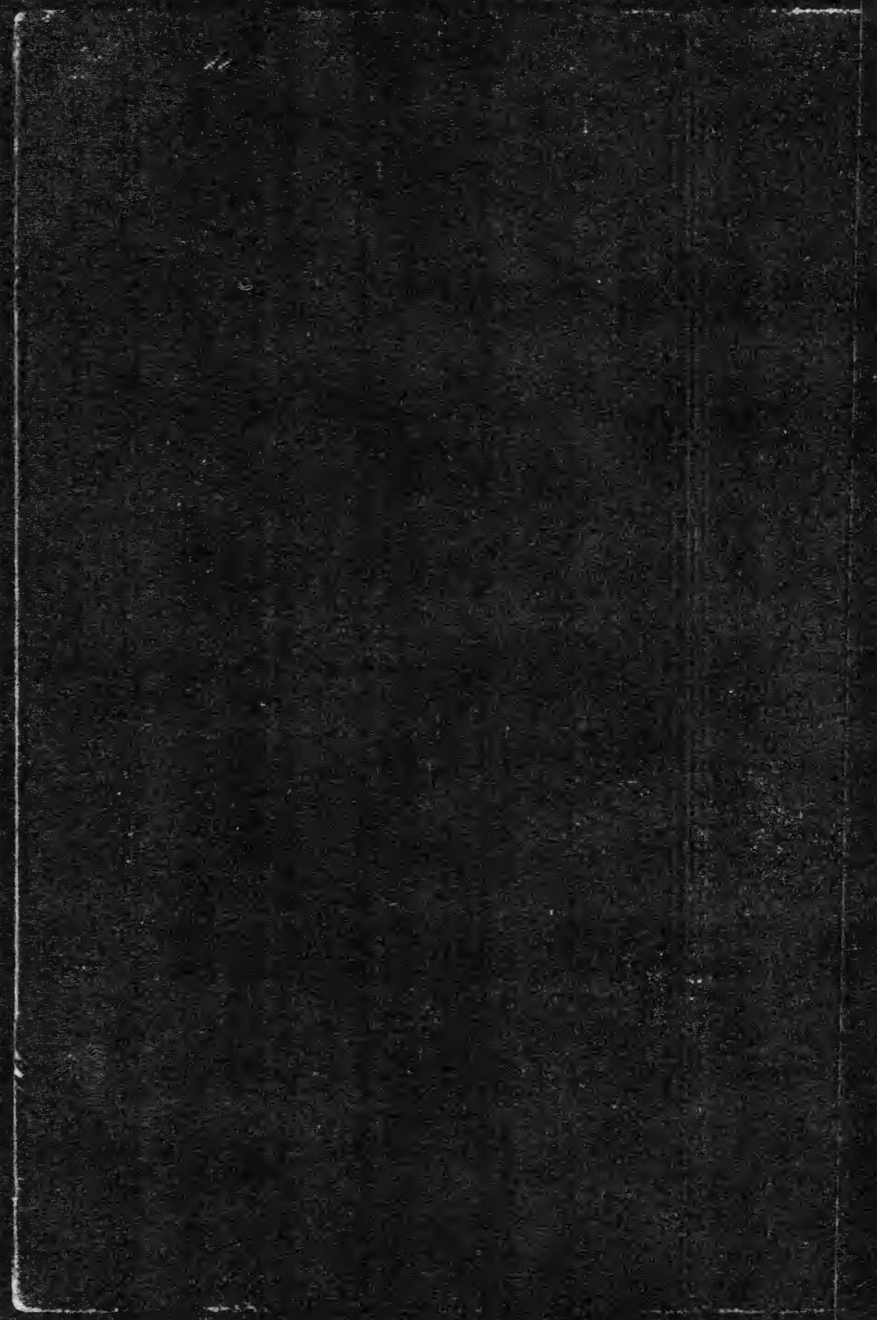
❋ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ❋

177.1 H569

Hilty

Ueber die höflichkeit.

NOV

11440308

COLUMBIA UNIVERSITY
0026050030